

Bethusy-Huc
Oberschlesische
Geschichten





EX+LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

IM. EMANUELA SMÓŁKI

W OPOLU

Oberschlesische Geschichten

von

Ualeska Gräfin Bethusy-Huc
(Moritz von Reichenbach)



Berlin

Verlagsbuchhandlung Alfred Schall
Königl. Preuss. und Herzogl. Bayer. Hofbuchhändler
Verein der Bücherfreunde



830-3
Bethu
Oberschl

~~391231~~
696 3

ZBIORY SŁĄSKIE

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Der Letzte	5
Franzisehel	91
Aus den Tagen der Konföderierten	109
Adwigaß Schuld	161
Die Sachfengängerin	195
Gift	221

Der Letzte.





I.

Meilenweit fuhr man durch Kiefernwaldungen, bis man den Herrenhof von Zarkau erreichte. In diesen Winkel von Oberschlesien war die Industrie nur in Gestalt von Ziegelöfen und Brettschneidemühlen gedungen, und auch gegen diese beiden Anlagen hatte die Besitzerin von Zarkau sich bisher ablehnend verhalten. Freilich, sie hatte es nicht verhindern können, daß eine Sekundärbahn einen Zipfel ihres Gebietes durchschnitt, und daß einer der Bauern seinen Grund und Boden zum Bahnhofsbau verkauft hatte; aber beides war ihr unangenehm genug gewesen. Nun hatte der Bahnhofswirt eine Kneipe eingerichtet, und die Honoratioren von Zarkau pflegten sich Sonntag abend dort zu versammeln. Einige Förster und Beamte vom Dominium, der Verwalter der Posthilfsstelle und der Schullehrer verkehrten dort. Von den Bauern hatte sich nur ein ein-

ziger hingewöhnt, das war der Valentin Pacholi, der reichste, oder vielmehr der einzige wohlhabende Bauer von Zarkau. Pacholi war ein starker Fünziger, ein baumlanger Kerl mit Riesenfäusten und einem herrisch dareinblickenden Kopfe. Man munkelte, daß er Herrenblut in den Adern habe — aber wer wußte die alten Geschichten noch? Pacholi sprach nicht davon, aber er beanspruchte und hatte eine besondere Stellung im Dorfe. Heut war er ins Wirtshaus gekommen, weil er ein selbstgezogenes Pferd an das Dominium verkauft hatte, und das Geschäft, wie er sagte, mit einem feinen Schnaps begießen wollte.

Der junge Rentmeister, der erst seit kurzem auf dem Dominium war, wollte sich zu ihm setzen, aber einer der Förster zog ihn beiseite. „Lassen Sie das —“, sagte er ihm halblaut, „der Kerl fauft und wird dann unangenehm“. Pacholi hatte die Worte aufgefangen. Aber er ärgerte sich nicht, er lachte zwischen seinen grauen Bartstoppeln.

„Sie, Herr Förster,“ rief er in seinem harten Polnisch-Deutsch, „wenn ich fause, bin ich ja immer noch gescheiter wie mancher, der nicht fauft!“

„Der ist schon nicht mehr ganz richtig,“ murmelte der Förster; Pacholi fuhr fort:

„Sie, Pan Wirt, bringen Sie mal eine Flasche Ungarwein und paar Gläser.“

Als das Gewünschte vor ihm stand, goß er die Gläser voll.

„Heut abend mit letztem Zug kommt sich junger Herr nach Hause. Ich bitte schön, auf Wohl von junger Herr —“; er wandte sich an den Förster und wiederholte: „ich bitte schön: junger Herr Graf soll leben, hoch!“

Da holte sich einer nach dem andern ein Glas und stieß mit Bacholi an. Nur der Oberförster blieb auf seinem Platz sitzen. „Prost, Herr Oberförster,“ rief Bacholi ihm zu.

„Ich trink' nicht mit Euch,“ erwiderte der Alte unwirsch, „erst müßte ich wissen, wer den guten Bock gestern abend geschossen und mir gerade in den Weg gelegt hat.“

„O, Pan Oberförster, wie soll ich wissen, wer schießt gutes Bock, wenn Pan Oberförster nicht weiß!“

„Wissen tu' ich es schon, aber beweisen kann ich's noch nicht!“

„Schade, schade!“

„Sawohl, schade, jammer schade ist's! Aber da Ihr so gescheit seid, Bacholi, sagt mir doch selbst mal, welcher gewöhnliche Wilddieb schießt einen guten Bock und schleppt ihn nicht fort, wenn er kann, sondern legt ihn mir recht zum Schabernack in den Weg?“

„Kann ich nicht wissen, wer ist so dummes Wild=

dieb, Pan Oberförster. Muß schon sein gar kein Wild-
dieb!“

„Schon gut! 's ist Zeit, daß wieder ein Herr
herkommt und Ordnung schafft.“

„Freut mich auch sehr, daß junges Herr kommt,
wird nicht so viel beten, wie altes Frau Gräfin!“

Der Oberförster verbot ihm sein loses Mund-
werk, er wollte nicht, daß hier über die Herrschaft
räsonniert würde. Pacholi lachte, setzte sich dann aber
abseits an einen Tisch und trank schweigend und ohne
daß es ihm viel anzuhaben schien, ein Glas nach dem
andern.

Die Förster rückten näher zusammen und be-
sprachen das Ereignis der bevorstehenden Rückkehr des
jungen Herrn.

Graf Pius Wolonsky war schon als Kind in eine
österreichische Jesuitenschule gekommen und auf den
Wunsch seiner Mutter dort in fast klösterlicher Zucht
erzogen worden. Sein Vater war ein flotter, allzu
lebenslustiger Herr gewesen, der, kaum dreißigjährig,
durch einen Sturz mit dem Pferde verunglückte, mit
Hinterlassung einer jungen Witwe, zweier Kinder und
vieler Schulden. Die Gräfin wußte und kannte von
der Welt so gut wie nichts. Auf dem Lande, in einem
streng kirchlich gesinnten Hause aufgewachsen, hatte
sich bei ihr, neben der Hingabe an die Kirche, keine

andere Eigenschaft wirklich ausgebildet, als ein strenges Pflichtgefühl. Dieses gebot ihr, den Familienbesitz für ihren Sohn auf das Gewissenhafteste zu verwalten, die Schulden, die darauf lasteten, bis zu Pius' Großjährigkeit möglichst abzustößen und alles zu tun, was in ihren Kräften stand, um den etwas verblaßten Glanz der Familie wieder herzustellen. Durch industrielle Anlagen schneller zum Ziele zu gelangen, lag außerhalb ihres Verständnisses und wäre auch gegen ihren Geschmack gewesen. Dagegen hatte sie es selbstverständlich gefunden, ihre Jugend in Zarkau zu vergraben, äußerst sparsam zu leben und ihren Beamten mit immer zunehmender Wachsamkeit auf die Finger zu sehen. Dank den streng forstmännisch eingerichteten jährlichen Einschlügen, die sofort wieder angeschont wurden, und ihren geringen Bedürfnissen, war es ihr gelungen, das eine Ziel, die Tilgung der Schulden, zu erreichen. Die Erreichung des anderen, noch größeren und wichtigeren, erhoffte sie von der Erziehung der frommen Väter. Die Grafen Wolonsky hatten verschiedene recht bedenkliche Familieneigenschaften, die sich um das Dreiblatt: Wein, Weib und Karten gruppierten. In ihrer kurzen Ehe hatte die Gräfin allerlei Erfahrungen über diese Punkte gemacht und aus allem, was ihr sonst von alten Tanten und sonstigen lebenden Familienchroniken zugetragen worden

war, hatte sie die Überzeugung gewonnen, daß die Wolonsky ein verlorenes Geschlecht seien, und hatte den Vorsatz gefaßt, ihre Kinder, die beiden letzten Sprossen des alten Geschlechts, so zu erziehen, daß die ererbten sündhaften Neigungen nicht aufkommen konnten. Ihre Tochter Pia behielt sie bei sich, und da die Bewirtschaftung der Herrschaft sie zu sehr beschäftigte, um sich dem Kinde ganz widmen zu können, nahm sie eine Erzieherin ins Haus, deren Ernst und Frömmigkeit ihr genügend schienen für die Vertrauensstellung, die sie einnehmen sollte.

Pia war in einem Zimmer voller Heiligenbilder aufgewachsen, sie war daran gewöhnt worden, die Armen- und Krankenpflege im Dorf zu besorgen und alle Vorkommnisse des häuslichen Lebens mit dem Himmel in Zusammenhang zu bringen. Sie tat das sehr gern, denn sie hatte eine heitere und wunderschöne Vorstellung vom Himmel, eine Vorstellung, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der großen Parkwiese von Zarkau besaß, auf der Pia an ihrem Geburtstage die Dorfjugend bewirtete, wobei es viel strahlende Augen und glückliche Gesichter gab. Als die Gräfin sich überzeugt hatte, daß Gertrud Stenzel, die Erzieherin, ganz ihren Wünschen entsprach, zog sie sie völlig ins Vertrauen. „Pia ist einmal darauf angewiesen, entweder einen Magnaten zu heiraten oder

den Schleier zu nehmen. Das Vermögen muß ungeteilt an meinen Sohn fallen, damit er imstande ist, seinen Namen würdig zu repräsentieren," sagte sie ihr. „Pia muß daher sehr anspruchlos erzogen werden und darf vor allem keine romantischen Grillen fangen über Liebe und dergleichen, denn eine andere Heirat als eine große Partie ist für sie ausgeschlossen. Und da eine solche unsicher ist, ist es am besten, man gewöhnt sie beizeiten an die Vorstellung, daß das Klosterleben friedlich und schön ist, und daß es uns vor aller Versuchung bewahrt.“ Mit Fräulein Gertrud aber vollzog sich unmerklich eine Wandlung, seit sie Pias Erzieherin war. Sie kam verbittert ins Haus, ihr Herz war förmlich zusammengeschrumpft aus Liebesmangel. Die kleine Pia aber mit ihren strahlenden Augen und ihrem lachenden Munde, der so kindlich zuversichtlich vom „schönen Himmel“ und vom „lieben Gott“ plauderte, bewirkte, daß Fräulein Gertruds verdorrtes Herz wieder lebhafter zu schlagen begann, und als Ersatz für alle Arten von enttäuschter Liebe, die das Leben Fräulein Gertruds beunruhigt hatten, trieb nun die Liebe zu ihrem Zögling in ihr die schönsten Blüten.

Als Pia 17 Jahre alt war, konnte sie mit Fräulein Gertrud so ziemlich machen, was sie wollte.

Fräulein Gertrud war mit ihr zur Station ge-

fahren, um Pius abzuholen, und Pia war so voll Freude und Erwartung, daß sie aus dem Wagen sprang, als der Zug sich näherte und auf den Perron lief. Pius winkte aus einem der Coupéfenster. Sie eilte an die Tür. Da wurde diese geöffnet und ein fremder junger Mann, stieg aus, grüßte flüchtig und half dann Pius sehr nachdrücklich und besorglich. „Es ist nichts, Pia, ängstige dich nicht,“ sagte Pius dabei, „ich habe mir nur beim letzten Umsteigen den Fuß verstaucht...“

Er stützte sich fest auf den Fremden und schien nur mit Mühe zu gehen.

„Herr von Strahlenheim war so freundlich, sich meiner anzunehmen,“ sagte er dann, seinen Begleiter vorstellend; der versicherte, er habe schon vor 14 Tagen seinen Besuch in Zarkau gemacht, sei aber leider nicht angenommen worden.

„Herr von Strahlenheim arbeitet nämlich als Referendar beim Amtsrichter in unserem Städtchen, gehört also zur Nachbarschaft,“ erklärte Pius; und dann half der junge Herr Pius in den Wagen, legte ihm seinen Fuß recht bequem und versprach, den Doktor aus der kleinen Stadt sofort herauszuschicken. Dabei sah er Pia an, die unter seinem Blick errötete, sich darüber ärgerte und nun erst recht rot wurde.

„Wie hübsch sie ist,“ dachte Kurd Strahlenheim,

während er sich um Pius bemühte. „Hübsch und frisch, wie eine Blume!“

Die Förster traten an den Wagen, um den jungen Herrn zu begrüßen und ihr Bedauern auszusprechen, daß er durch den Unfall verhindert sei, bald einen Birschgang zu unternehmen. „Vorläufig bin ich nicht Jäger,“ sagte Pius, „aber vielleicht lerne ich es!“

Der Oberförster machte ein enttäuschtes Gesicht und zog sich mit seinen Leuten zurück.

„Ein Wolonsky — und nicht Jäger!“ murmelte er. Pius verabschiedete sich inzwischen von Strahlenheim. Er lud ihn ein, nun bald nach Barkau zu kommen, was Strahlenheim versprach. „Auf Wiedersehen,“ sagte er, von dem Wagen zurücktretend und den Hut lüftend. Pia neigte leicht den Kopf, aber ihr Herz schlug dabei schneller und sein „auf Wiedersehen“ tönte in ihr nach mit einem eigenen Klange, so, als sei es für sie besonders gesagt worden.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Herr von Strahlenheim blickte ihm nach.

„Guten Abend, Herr ‚Assessor‘,“ klang da die herbe Stimme Bacholis neben ihm, „ist mir ja sehr lieb, daß ich finde Herr Assessor hier, habe ich gekriegt Vorladung als Zeuge, wegen dummes Geschichte mit Schürze von die Katerina, will ich aber nicht kommen, ist ja alles Dummheit, will ich bezahlen und gut!“

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden,“ sagte Herr von Strahlenheim, „aber wenn Sie eine Vorladung bekommen haben, müssen Sie eben antreten, da kann ich nichts machen. Übrigens bin ich Referendar und nicht Assessor.“

„Nu, is doch bloß um lumpiges Schürze — wenn ich ja bezahle, is doch fertig!“

„Darüber werden wir ja an Ihrem Termin sprechen!“

Herr von Strahlenheim sprang in den bestellten Mietswagen und rollte davon.

Bacholi sah ihm giftig nach.

„So’n junger Herr, was weiß der, was versteht der!“ brummte er in polnischer Sprache vor sich hin. „Und was sie für’n Geschrei anheben werden über die Weiber! Ich will doch den Gänsen klarmachen, daß sie nichts sagen sollen, keinen geht es was an, wen ich im Hause habe und wo meine Frau ist!“

Der reichlich genossene Schnaps machte sich doch bei ihm bemerkbar. Er lachte vor sich hin. „Nee, das soll ein Wolonsky sein! Sieht aus wie ein Pfarrer! Da war der Vater anders. Der hätt’s verstanden, wie das gekommen ist mit den Weibern. Na, wer weiß, vielleicht ist der junge Graf auch nicht so, wie er aussieht!“

Der Wagen der Wolonskys rollte inzwischen dem

Herrnhofe entgegen. Pius erzählte, wie der kleine Unfall sich zugetragen hatte. Pia sah ihn an und hörte zu, aber ihr war, als sähe sie den ausdrucksvollen Kopf Strahlenheims immer neben ihrem Bruder. „Und wie kam der Herr dazu, der dich begleitete, und was sagte er?“ fragte sie. Sie hatte eine eigentümliche Scheu, den Namen auszusprechen, den sie doch recht gut behalten hatte.

Pius erzählte wieder und Fräulein Gertrud bemerkte, der junge Herr von Strahlenheim mache einen recht angenehmen Eindruck und man sei ihm doch zu großem Dank verpflichtet.

„Ja, er war sehr freundlich und ich hoffe, er besucht uns recht bald,“ sagte Pius.

Pias Augen leuchteten. In ihr war eitel Freude und Seligkeit. Ihr Bruder, den sie zärtlich liebte, obgleich sie ihn so gut wie gar nicht kannte, war nun wieder da und — „der andere“ würde kommen, sie würden ihm den Park zeigen, er würde alles ansehen und kennen lernen, was sie liebte, und sie würde seine tiefe, klangvolle Stimme wieder hören!

In Barkau lief sie in ihr Zimmer. Die Fenster standen offen und der Klang der Abendglocke wehte von der Dorfkirche herüber. Pia breitete die Arme aus.

„Lieber Gott, ich danke dir, daß du so gut bist!“ jubelte sie laut. Sie mußte ihrem Herzen Lust machen.

Da fiel ihr erst wieder ein, daß Pius einen Unfall gehabt und daß er Schmerzen hatte. Beschämt senkte sie den Kopf, band eine weiße Schürze vor und schickte sich an, Umschläge um den Fuß ihres Bruders zu machen.



II.

Die Gräfin benutzte die Zeit, in der Pius durch seinen Fuß an das Zimmer gefesselt war, um ihn in die Wirtschaftsbücher einzuführen, den Gang der Wirtschaft und ihre Zukunftspläne mit ihm zu besprechen.

Ebenso selbstverständlich, wie sie einst auf alle Jugendfreuden verzichtet und sich ihrem Pflichtenkreise gewidmet hatte, verlangte sie nun von ihrem Sohn, daß er ihre Arbeit weiter fortführen sollte. In ihr war weder Herrschsucht noch Ehrgeiz, sie folgte einfach ihrem Pflichtgefühl, das ihr geboten hatte, das Gut zu verwalten, und das ihr jetzt gebot, es ihrem Sohne zu übergeben.

„Ich werde mich im Herbst in Breslau etablieren,“ sagte sie zu Pius, „ich bin es Pia schuldig, sie einen oder zwei Winter auszuführen. Findet sie dabei keine passende Partie, so wird sie nur um so sicherer und glücklicher daran sein, wenn sie bei den Ursulinerinnen eintritt.“

Wie aus einem Traum heraus bemerkte Pius mit leiser Stimme:

„Pia ist schön —.“

„Ja,“ erwiderte seine Mutter, „gerade deshalb wäre es vielleicht besser für sie, ich brächte sie sogleich zu den frommen Schwestern. Aber vielleicht ist ihre Bestimmung eine andere, und deshalb halte ich es für meine Pflicht, ihr die Möglichkeit zu geben, sich passend zu verheiraten. Sie weiß, daß sie es dir und unserem Namen schuldig ist, nur vornehm und reich oder überhaupt nicht zu heiraten, und sie ist so erzogen, daß sie es mit ihren Pflichten ernst nimmt.“

Diesen Augenblick hielt die Gräfin für geeignet, ihrem Sohne auseinanderzusetzen, was sie überhaupt von der Liebe dachte und von dem, was man gemeinhin die „Freuden der Welt“ nennt.

„Glaube mir,“ sagte sie, „es ist Teufels Blendwerk, durch menschlichen Irrtum zu ungeheuerlicher Größe und Wichtigkeit aufgebauscht. Habe ich nicht 20 Jahre zufrieden hier gelebt ohne das alles? Und leben nicht alle unsere Leute ohne diese Torheiten? Sie heiraten, natürlich, aber die Männer suchen dabei eine Gehilfin und Haushälterin und die Frauen eine Stütze, einen Beschützer. Der Pfarrer ist ganz meiner Ansicht, daß da von ‚Liebe‘ nicht viel die Rede ist.“

Graf Pius saß vor ihr, die Hände zwischen den

Anien gefaltet, den Kopf weit nach vorn geneigt. Man konnte sein Gesicht nicht sehen, nur seinen kräftigen Nacken und das braune dichte Haar darüber.

Ähnliches hatten seine geistlichen Erzieher ihm auch gesagt, aber es kam ihm sonderbar vor, das jetzt von einer Frau zu hören, wenn diese Frau auch seine Mutter war.

„Verstehe mich nicht falsch,“ fuhr die Gräfin fort, „ich wünsche natürlich, daß du dich verheiratest und daß du deine Frau auch lieb hast, aber je weniger Romantik dabei vorkommt, um so besser. Die Ehe ist eine natürliche, von Gott eingerichtete Sache, auf der Segen ruht. Und je eher du dich zu einer Wahl entschließt, je mehr werde ich mich freuen. Ich wünschte auch, daß du dich wieder in der Gesellschaft zeigst — wir haben jetzt die Mittel dazu, um es zu können, und es gehört zu unseren Standespflichten. Aber ich möchte, daß du dir klar darüber bleibst, daß das alles Pflichten sind, die wir mit Überlegung und Überlegenheit erfüllen —, kein Strudel, von dem man sich sinnlos forttreiben läßt.“

Nach acht Tagen war Graf Pius so weit, daß er wieder gehen und reiten konnte.

Rurd von Strahlenheim machte seinen Besuch und Pia, die seinen Wagen hatte die Pappelallee herauf-fahren sehen, umarmte Fräulein Gertrud stürmisch im Augenblick, als dieser Wagen über die Rampe rollte.

„Was gibt es?“ fragte Fräulein Gertrud, die das Rollen überhört hatte und nichts von dem Besuch ahnte.

Pia lief zur Thür hinaus, um ihrem Bruder den Besuch anzukündigen.

Gegen Abend fuhr man durch den Wald, Pia saß Rurd Strahlenheim gegenüber und ihr war, als ob alles, was er sagte, an sie gerichtet wäre, und als ob alles, was sie auch nur dachte, sich mit ihm beschäftigen müßte. Er war, außer ihrem Bruder, der erste junge Mann, der ihren Weg kreuzte, und ihr 17jähriges Herz wie ihr Wolonsky'sches Blut wären sehr geneigt gewesen, davon Notiz zu nehmen, auch wenn Rurd weniger hübsch und angenehm gewesen wäre, als er in der That war.

Nun stand ihr Herz am Abend dieses ersten Besuchstages in hellen Flammen, und während die beiden jungen Herren sich in Pius' Zimmer zurückgezogen hatten, um zu rauchen, ging sie träumerisch zwischen den Rosenbeeten des Gartens hin und dachte, daß dies der schönste Tag ihres Lebens sei.

„Wenn es Ihnen bei uns gefällt, kommen Sie doch recht oft heraus,“ sagte Pius, immer noch ein wenig befangen, aber doch schon im Bestreben, einen lebenswürdigen Wirt zu machen, und wohl auch von dem Wunsch geleitet, einen Altersgenossen um sich zu sehen.



„Ich werde sehr gern kommen,“ erwiderte Kurd, „ich finde Ihr Barkau wunderschön. Es muß ein stolzes Gefühl sein, einen solchen Besitz zu übernehmen.“

„Glauben Sie nicht, daß das Landleben eine recht eintönige Sache ist für einen jungen Menschen?“ fragte Pius.

Strahlenheim schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht — ich denke es mir schön, der erste am Platze, so eine Art von kleiner König zu sein. Das Land, das man bebaut, durch rationelle Bewirtschaftung zu heben, die Leute, die von einem abhängen, zu beeinflussen, mehr Kultur unter sie zu bringen —.“

„Ach, die Leute! Die vegetieren in ihren hergebrachten Gewohnheiten so hin — eine stumpfsinnige Gesellschaft.“

„Sagen Sie das nicht. Es gibt auch da Charakterköpfe. Kennen Sie einen gewissen Pacholi?“

„Ja — ich glaube es ist unser sogenannter reicher Bauer.“

„Sehen Sie, der hätte unter anderen Verhältnissen sicher ein tüchtiger Mensch werden können, begabt wie er ist. Jetzt hat eine moralische Verwilderung bei ihm Platz gegriffen, die unglaublich ist! Er hatte gestern Termin bei uns, da bekam ich einen Einblick in die tolle Wirtschaft.“

„Wie denn? Beim alten Pacholi?“

„Ja wohl — alt! Nun, wir sind ja unter uns, lassen Sie sich erzählen. Dieser alte Sünder hat gefunden, daß seine Frau nicht mehr jung genug für ihn ist und daß die Frau seines Nachbars ihm besser passen würde. Der Nachbar ist ein armer und kränklicher Kerl, die Frau ist kräftig und hübsch — was tut mein Pacholi? Er schlägt dem Nachbar vor, sein Feld zu ackern und zu bestellen, wenn die Frau dafür etwas ‚Hausarbeit‘ bei Pacholi übernehmen wollte. Die Frau kommt also ins Haus, die Sache geht eine Weile, da eine wiederum hübsche und junge Nichte beim armen Nachbar die Wirtschaft führt. Da findet Pacholi, daß er noch eine Arbeitskraft mehr im Hause haben müßte. Er nimmt auch die Nichte zu sich und — nun kommt das Unglaublichste von allem — er schickt dem Nachbar seine eigene, alte Frau, der die Wirtschaft mit den beiden jungen Weibern wahrscheinlich zu bunt geworden ist, und die er daher bequemer findet zu dislozieren.“

„Aber das ist doch arg,“ rief Pius, „warum ist denn die alte Pacholi zu dem Nachbar gegangen?“

„Ja, das ist eben das Merkwürdige. Der Alte, der doch wirklich nicht wie ein Adonis aussieht, hat die ganzen Weiber am Bändel und führt die reine Paschawirtschaft. Die Alte geht und die Jungen kommen, ganz wie es ihm beliebt.“ —

„Aber dieser tollen Wirtshaft muß man doch ein Ende machen!“

„Ja — wo kein Kläger ist! Glauben Sie, daß die verwickelten Pacholischen Familienverhältnisse etwa die ganze Gesellschaft vors Gericht gebracht haben? Keine Spur! Klagbar wurde die dislozierte Frau allerdings, aber nicht etwa ihrer geschmälernten Rechte wegen, sondern — weil die ‚Nichte‘ am Sonntag in der Kirche eine seidene Schürze getragen und zerrissen hatte, die der alten Frau Pacholi gehörte und die von ihr in der Wohnung zurückgelassen worden war. Aus den Schürzenbändern entwickelte sich dann dieser ganze Rattenkönig von Unglaublichkeiten, und schwer genug war es, die Wahrheit herauszubringen, denn alle drei Weiber sowohl wie der Nachbar waren offenbar immer nur bemüht, den Pacholi reinzuwaschen, daß dem nur ja nicht etwa was passierte. So hält er sie alle in der Furcht des Herrn!“

Pius schüttelte den Kopf. Wo blieben da die Schilderungen seiner Mutter von den dörslichen Verhältnissen?

„Das ist ja aber eine schreckliche moralische Verkommenheit,“ sagte er, und bemühte sich, betrübt auszu sehen, während er zu seinem eigenen Schrecken bemerkte, daß die Sache ihn mehr interessierte als ent rüstete. Aus Pflichtgefühl fragte er:

„Kann man denn da nicht Wandel schaffen?“
Und unwillkürlich dachte er dabei:

„Das möchte ich mir doch einmal ansehen, wie dieser Kerl haushält!“

Kurd Strahlenheim zuckte die Achseln.

„Sie wissen ja: ‚Was erhält das Weltgetriebe? Nur der Hunger und die Liebe.‘ Und diese beiden bewegenden Kräfte äußern sich im Volksleben schärfer, drastischer als bei uns. Wo der Hunger aufhört, setzt die Liebe ein — die Liebe in ihrer rohesten, körperlichsten Form. Pacholi braucht uns tägliche Brot nicht zu arbeiten, also nimmt er soviel Weiber ins Haus, als er kriegen kann!“

„Aber was geschieht nun?“ fragte Pius mit heißen Wangen.

„Die ‚Nichte‘ ist wegen ‚Sachbeschädigung‘ in betreff der Schürze verklagt und wird in Strafe genommen, d. h. Pacholi bezahlt die ihr zudiktierte Buße, wird ermahnt, seine Frau wieder zu sich zu nehmen, was er natürlich nicht tut, und — alles bleibt beim alten. Sie sollten mal hingehen, Herr Graf, mit dem Manne reden, als Gutsherr haben Sie vielleicht Einfluß.“

„Wäre der Pfarrer da nicht geeigneter?“ — —

„Bei Valentin Pacholi schwerlich! Aber, wenn Sie ihm sagten, daß, sobald öffentliches Ärgernis ent-

steht, das Gericht sich ernstlicher mit der Sache befassen muß.“ —

„Wenn wir zusammen hingingen?“

„Ich bin dabei, der Kerl ist gar nicht uninteressant.“

„Er würde jetzt zu Hause sein?“

„Wir können es ja versuchen.“

„Ich will ihn fragen, ob er ein zweites passendes Pferd zu dem Gaul hat, den mein Inspektor von ihm kaufte, das gibt einen Vorwand,“ sagte Pius lebhafter, als er am ganzen Nachmittage gesprochen hatte.

Eine halbe Stunde später traten sie in den Hof Bacholiz ein.

Der Bauer stand vor seiner Haustür in Hemdsärmeln und rauchte.

„Schön willkommen,“ sagte er, den beiden Herren mit einem gewissen Anstand entgegentretend. Graf Pius sprach von dem Pferde. Der Bauer schüttelte mit eigentümlichem Lächeln den Kopf und sah Herrn von Strahlenheim verschmikt an, als wolle er sagen: aha, du hast ihm von mir erzählt, und deshalb kommt er. Ein zweites Pferd hatte er nicht zu verkaufen, aber ein Fohlen war da, das lohnte das Ansehen. Der Herr Graf möchte das einmal am Tage prüfen, jetzt sei es nicht mehr hell genug. Immerhin genügte das Licht, um Pius erkennen zu lassen, daß das junge,

ländlich gekleidete Weib, das soeben aus dem Kuhstall kam und an den Männern vorüber ins Haus schritt, auffallend hübsch und blühend war.

Bacholi sah, daß er ihr nachblickte.

„Das ist das junge Ding, das mir den Ärger mit der Schürze gemacht hat,“ sagte er mit schlaudem Augenblinzeln; „weiß ich doch, hat Herr ‚Assessor‘ dem Herrn Grafen erzählt.“

Pius bemühte sich, seinem jungen Gesicht einen pastoralen Ausdruck zu geben. „Das sind böse Geschichten, die ich da von Euch gehört habe, Bacholi,“ begann er, und kam unwillkürlich in einen Bußpredigerton hinein, den Bacholi mit einem undefinierbaren Ausdruck auf seinem alten Sündergesicht über sich ergehen ließ.

„Danke ich auch schön,“ sagte er, als Pius alles das gesagt hatte, was er für nötig hielt, „spricht Herr Graf wie Pfarrer; aber Pfarrer ist sich geistliches Herr, was doch nicht sein soll ein Mann, wie anderes, und gnädiges Herr Graf ist ja noch jung. Der Valentin Bacholi aber ist alt und weiß, wie Welt ist. Will ich sagen, jungen Herren: was ist rechtes Mann, kann nehmen alles Weib, was will; denn ist Weib bloß dazu da. Starkes Hirsch in Wald nimmt auch, was will! Ist ja kein Unrecht. Und was ist gewesen Vater von jungem Graf, hat auch so gemacht, und Großvater

auch. Sind alle gewesen starke, gute Herren. Haben sie genommen welche sie gewollt haben und ist gut so gewesen. Franzka," unterbrach er sich plötzlich in polnischer Sprache, in das Haus hineinrufend, „vergiss die Kälber nicht!" Dann wandte er sich wieder an seine Besucher:

„Hat die Franzka Rindvieh unter sich und die Marsatta Flügelveh und Schweine. Meine stara cobietta (altes Weib), die Katarina, hat nicht mehr gekonnt pflegen Vieh, wollt' bloß zu Hause sitzen, bissel kochen und stricken — nu, kann sie ja haben beim Maschof, was ist mein Nachbar. Ist ja gut für sie. Und für den Maschof ist ja gut, wenn bestelle ich sein Feld, braucht er nicht halten Pferde, was kostet viel Geld. Und für die Franzka und die Marsatta ist auch besser so, als wenn sie sitzen zu Hause und haben nicht satt zu essen. Warum soll da sein ,öffentliches Ärger-
nis'. Hier ist mein Hof — ist sich nicht öffentlich. Hier bin ich ja Herr!"

Strahlenheim hörte ihm belustigt zu. Pius mit einem Gemisch von gewollter Entrüstung und heimlichem Verständnis, im Widerstreit seiner anerzogenen und ererbten Auffassungen. Dabei schweiften seine Blicke unwillkürlich suchend nach den beiden Weiblichkeiten umher, die eine so eigentümliche Rolle hier spielten. Sie blieben in den Ställen, aber am Hofstor

stand ein junges blondes Ding, ein sechzehnjähriges hübsches Kind mit dunkelbewimperten Augen, mit denen es die beiden jungen Herren halb scheu, halb kokett musterte.

„Das ist ja Tochter von meine Schwester,“ sagte Pacholi, auf die Kleine hinweisend, „ist hier zu Besuch.“

Strahlenheim lachte.

„Na, Sie scheinen mir auch nicht grade ein empfehlenswerter Onkel für junge Nichten, Pacholi,“ sagte er.

„Das ist ja andere Sache, Herr Assessor, Kind von meine Schwester ist ja so gut wie meine — hat doch meine Frau nicht gehabt Kinder; und wenn ich werde sein alt, werde ich der Anna geben gutes Mann und wird bei mir bleiben und mich pflegen. Komm her, Anna, kannst du guten Abend sagen.“ —

Das Mädchen kam näher heran. Sie war auffallend hübsch und zierlich, und Pius dachte bei ihrem Anblick an alte Geschichten, die man ihm früher erzählt hatte und wonach Valentin Pacholis Großvater ein Halbbruder von Pius' Großvater gewesen sein sollte. Die Kleine sah wirklich nicht aus wie die sonstigen Dorfmadchen, und Pius fühlte ein tiefes Mitleid, daß dieses zierliche Geschöpf in eine solche „Lasterhöhle“, wie er das Pacholische Haus im stillen nannte, gefallen war.

„Sie sollten Ihre Richte etwas ordentliches lernen lassen, Pacholi,“ sagte er, „zur Feldarbeit ist sie doch wohl nicht stark genug!“

„Ja, ha,“ lachte der Bauer, „ist stärker wie aussieht, kann ganz gut Heu aufladen und ist noch jung. Lauft sie mit den andern und sieht zu, lernt sie genug dabei!“

Pius dachte mit Entsetzen daran, was das Kind in diesem seltsamen Haushalt alles lernen mußte, und die Kleine sah ihn von unten herauf blinzeln so sonderbar an, fast als wolle sie ihn um Hilfe bitten.

Aber er wußte im Augenblick nicht, wie er ihr helfen könnte, und so verabschiedete er sich von Pacholi und versprach wiederzukommen, um das Fohlen anzusehen. Der Bauer gab seinen Gästen noch ein Stück das Geleite. In einiger Entfernung von seinem Hofe stand eine kleine offene Kapelle mit einem Heiligenbild, vor dem Pacholi die Mütze abnahm und das Kreuz schlug.

„Das hat der Großvater von Herr Graf gebaut,“ sagte er dabei zu Pius, „war frommes Herr, aber auch lustiges Herr. Hat Kapelle gebaut, weil hier ist Schornsteinfeger vom Pferde gefallen, was hat der Graf immer hinter sich herreiten lassen auf junges Pferd, weil Schornsteinfeger hat Uhr gestohlen aus Grafens Stube. Schornsteinfeger ist aber fixes Kerl gewesen, hat fest

gegessen und hat ja Graf Spaß gemacht, ist geritten, was konnte, durch alle Dörfer, und hat geschrien: Rinder, Rinder, der Teufel ist hinter mir her. Sind alle Leute herausgelaufen, haben gesehen schwarzes Mann reiten hinter Graf, haben sich gefürchtet und Kreuz geschlagen, aber Graf hat ja gelacht. Nur — dann, wie Schornsteinfeger ist heruntergefallen, hat Hals gebrochen, hat ja Graf Leid getan, hat Kapelle gebaut!“

„Woher wißt Ihr denn die schöne Geschichte?“ fragte Strahlenheim.

„Hat mir Vater erzählt, weiß ich ja noch mehr!“

„Von meinem Großvater?“ fragte Pius. Der Bauer nickte und Herr von Strahlenheim sagte: „Ihr Herr Großvater ist geradezu die mythische Person der Gegend, wie es scheint. In unserem Städtchen hat man mir erzählt, daß er es einst belagert und mit Völlern beschossen hätte.“

„Weiß ich ja auch,“ sagte Bacholi, „hat sich Graf immer Wette getrunken mit Leute aus der Stadt. Wer ist unter den Tisch gefallen, hat Prügel gekriegt. Graf hat aber immer die andren geprügelt, denn hat am meisten trinken können. Bis einmal, da ist doch betrunken gewesen und hat Hiebe gekriegt. Dafür hat er auf Stadt geschossen.“

Strahlenheim lachte.

„Wenn man denkt, daß all die Geschichten vom ‚tollen Grafen‘, so hieß er ja wohl hier, noch Anfang der vierziger Jahre gespielt haben — das klingt wie ein Märchen in unserer heutigen Zeit.“

„Damals sind auch mehrere wertvolle Güter, die meine Familie besaß, verloren gegangen,“ bemerkte Pius, der von seiner Mutter gelernt hatte, den „Großvater“ als Familienunglück zu betrachten.

„Ich habe aus alten Akten gesehen, daß früher der größte Teil des Kreises Ihrer Familie gehört hat,“ sagte Strahlenheim.

„Ja,“ mischte Pacholi sich wieder ein, „hat alles gehört den Grafen von Wolonsky, bis zur polnischen Grenze, und hat mir ja erzählt auch mein Vater: wie sie haben den Schüttboden in altes Schloß in Dubino eingerichtet, haben sie ja gefunden Knochen von totem Weib und totem Mann in der Mauer.“

„Na, na, Pacholi, das ist wohl eine Räubergeschichte.“

„Nein, ist wahr, weiß ich, wo begraben sind Knochen, Pan Pfarrer von Dubino weiß auch. Ist aber dort gewesen in Schloß großes Saal, wo hat Graf Wolonsky von Dubino gehalten hübsche Mädchen von Polen, von Ungarn — nu, wie’s grade kam. Waren ja große eiserne Stangen vor Fenstern, und hat kein Mann gedurft in Schloß sein, bloß Graf. Ja,“ setzte

Bacholi im Ton aufrichtiger Bewunderung hinzu, „die Herrn Grafen haben schon gewußt, was gut ist auf Welt — ist früher gewesen lustig, hat mir mein Vater alles erzählt.“

Sie näherten sich dem Park von Zarkau. Bacholi war warm geworden bei seinen Berichten und schien Lust zu haben, noch mehr zu erzählen; aber unter den Parklinden schimmerte ein weißes Kleid. Pius bemerkte es und sagte:

„Meine Schwester kommt uns entgegen mit Fräulein Stenzel, ich glaube, wir haben uns sehr verspätet und Mama wartet schon mit dem Tee.“

Sie nahmen eiligen Abschied von Bacholi.

„Ich möchte meine Schwester doch nicht seinen Erzählungen aussetzen,“ sagte Pius.

Strahlenheim sah Pias weiße Gestalt sich entgegenkommen und er hätte sich nicht gewundert, wenn die Leuchtkäfer, die unter den Bäumen aufzublitzen begannen, sich als Krone auf ihren blonden Scheitel gesetzt hätten, so poetisch erschien ihm dieses halb kindliche Mädchen auf dem Hintergrunde des alten Herrensitzes mit seinem verträumten Park, seiner bunten Vergangenheit und seiner stillen Gegenwart. Wenn in Bacholis Berichten aus der Vergangenheit der Wolonskys alle Farben scharf und grell waren, so wirkte diese jüngste Trägerin des alten Namens auf

ihn, wie eine sanfte Melodie, die ihn an alles Barte und Süße erinnerte, was seine Mutter ihm vielleicht in fernen Kindheitstagen erzählt hatte. Es ging ein eigener Zauber von ihr aus, den er stark und wohlthuend empfand.



III.

Die Juninacht lag warm und duftig über dem Park von Zarkau. Pius lehnte am offenen Fenster, durch das der Duft der Orangenbäume hereinströmte, die in Kübeln den Rasen vor dem Schloß umstanden. Im Park lockte eine späte Nachtigall und die Bäume zeichneten geheimnisvolle Schatten über den Rasen, aus dem große weiße Blumen aufleuchteten. Und so still war es, so still — nur das Locken der Nachtigall von drüben — Pius atmete schwer.

Ihm war, als habe die duftige Schwüle, die ihn umgab, eine eigene Sprache.

„Was tust du hier?“ sagte sie ihm, „was verträumst und vertrauerst du deine Jugend, du, der letzte Sproß der lebens- und liebesfrohen Wolonskys? Fühlst du nicht, wie das heiße, lebensdurstige Blut, das in jenen pulsierte, auch in deinen Adern klopft?“

Er fuhr sich mit der Hand über die glühende Stirn. Er rief sich all die Worte, mit denen er erzogen worden war, ins Gedächtnis zurück: Sünde —

Verdammniß — Tugend — Pflichterfüllung — er ballte die Fäuste und preßte sie gegen seine Schläfen.

„Sie haben mir meine Jugend gestohlen,“ murmelte er. Wie wesenlose Schatten zerflatterten all die Vorstellungen, an die er sich schon lange widerwillig klammerte. Draußen wob die Sommernacht ihre Zauber und lockte — lockte. Aber wohin sollte er gehen? Sollte er die Einsamkeit seines Zimmers mit der Einsamkeit unter den Parkbäumen vertauschen? Die Schatten auf dem Rasen wurden kürzer, der Mond stieg höher heraus. Eine weiße Kaze schlich durch das feuchte Gras mit gleitenden, geschmeidigen Bewegungen. Pius dachte plötzlich an das junge blonde Ding, die Anna. Und dann sah er sich selbst wie einen Fremden, wie er sich sittlich entrüstet hatte und doch heimlich dem Valentin Pacholi recht geben mußte. Warum hatte man ihm von Kind an vorgehalten, daß die Erde ein Jamertal und daß das Leben kaum wert sei, gelebt zu werden? Und er empfand es doch jetzt, mehr mit Schrecken als mit Freude, daß die Welt wunderschön und das Leben herrlich sein konnte; nur er war von allem ferngehalten worden, was andere in seinem Alter längst genossen hatten. Ihm war, als habe er traumhaft vegetiert, gebunden bis in seine Gedanken hinein, durch den Zwang, unter dem er bisher gestanden hatte. Erst jetzt, wo er als Herr des ererbten

Besitzes sich endlich frei fühlte, als Erbe und Nachfolger jener Wolonskys, deren Abenteuer im Volksmunde lebten, erst jetzt empfand er, wie sehr er bisher gedarbt hatte; und eine un sinnige, gärende Lebenslust regte sich in ihm und trieb ihn an, alles Versäumte nachzuholen. Bunte Pläne durchschossen seine Phantasie. Er wollte reisen, fremde Menschen und Länder sehen, tief untertauchen im rauschenden Strome des Lebens —.

Er dachte an seine Mutter. Er zuckte die Achseln. Sie hatte mit bestem Willen gehandelt, aber was wußte sie von dem, was in ihm gärte? Sie war eine Frau, eine stille, resignierte Frau, wie sollte sie ihn verstehen?

Ein Schauer überrieselte ihn. Er breitete weit die Arme aus, als wolle er ein Phantom halten, das an ihm vorüberschwebte.

„Liebe — Freude — Genuß — mein soll alles sein!“ murmelte er, „alles, alles!“

„Du mußt jetzt meine Arbeit hier weiterführen,“ hatte seine Mutter zu ihm gesagt. Er zuckte die Achseln.

„Arbeit — Arbeit! Wann hatte man je gehört, daß die Wolonskys ‚Arbeit‘ verrichtet hätten? Verlangte man etwa Pflugarbeit von einem Vollblutpferde? Nein, man konnte die Welt nicht umkehren!“

Aus dem Garten wehte ein kühlerer Lusthauch herauf.

Pius wollte das Fenster schließen und blickte noch einmal hinaus in den Mondscheinzauber, der den Park erfüllte. Da war es ihm, als sähe er einen Schatten, der sich unter den Bäumen hin bewegte. Jemand huschte über den Rasen und stand zwischen den Orangenkübeln still. Er blickte schärfer hin und glaubte jetzt deutlich eine Frau zu erkennen, die sich auf einen der Kübel geschwungen hatte und mit den Händen in die Zweige über sich griff.

Er ließ das Fenster offen und schlich hinaus. Er vermied, die große Tür des Schlosses zu öffnen und stieg über die Veranda in den Garten hinunter. Der Duft der Orangen war hier fast betäubend. Er atmete hoch auf und lächelte beim Gedanken, eine Orangendiebin abzufassen. Leise auf dem weichen Rasen im Schatten hinschreitend, näherte er sich der Stelle, die er von oben beobachtet hatte. Eine schlanke Gestalt in ländlichem Kleide stand dort auf dem Kübel, beide Arme nach den Zweigen über sich ausgestreckt, zwischen deren großen, dunklen Blättern blondes Haar schimmerte. Man hörte jetzt das Brechen der Zweige. Pius stand dicht vor dem Kübel.

„Holla,“ murmelte er halblaut, „wer ist das?“

„Jesus Maria!“ rief eine zitternde Stimme, ein

Schauer von Blüten und Früchten fiel herab und Pius hielt zwischen seinen Armen die am ganzen Leibe zitternde „Anna“ vom Pachelihofe.

„Sieh mal an, du bist das,“ rief er erstaunt und hielt sie fest auf ihrem Kübel, „was soll ich nun mit dir machen?“

„Jesus Maria, Herr Graf, erbarmen Sie sich,“ flehte die Kleine, „ich wollte ja bloß ein paar von den Äpfeln und von den Blumen da haben, es hat mir keine Ruhe gelassen, seit ich neulich mal hier war, ach Gott,“ sie schluchzte, „ich hab immer davon träumen müssen, ach, erbarmen Sie sich doch, Herr Graf.“

Er fühlte das Zittern ihres jungen Leibes zwischen seinen Armen und er hob sie von dem Kübel herab und stellte sie vor sich auf den Rasen. Sie erschien ihm wie ein Kind in diesem Augenblick.

„Du Wildfang,“ sagte er, ihre beiden kleinen Ohren festhaltend und in ihr hübsches, erschrockenes Gesicht blickend, das der Mond voll beleuchtete. „Nun wische einmal deine Tränen ab und dann werden wir über deine Strafe nachdenken,“ dabei sah er sie immerfort an und sie fühlte, daß er ihr nicht böse war.

„Ach, Herr Graf!“ Sie lachte durch ihre Tränen hindurch und hielt sich die Schürze vors Gesicht. „Ich will’s ja nicht wiedertun!“

„So, wirklich? Nun sag mir mal, wie kommt es denn, daß du so gut deutsch sprichst?“

„Ich war ja die beste in der Schule und hab auch bei der Frau Lehrer nähen gelernt und hab ihr bei den Kindern geholfen, ehe ich zum Onkel kam.“

„Und seit wann bist du beim Onkel?“

„Seit vier Wochen —.“

„Er paßt aber schlecht auf dich auf, daß du des Nachts so herumlaufen kannst.“

Sie blickte zur Seite.

„Ach, der — wenn die Marsatta bei ihm ist —.“

Das Blut stieg Pius in die Stirn. Dieses Kind wußte offenbar, was im Hause Pacholis vorging, und — es war auch gar kein Kind mehr, was da vor ihm stand. Unter ihrer hellen Kattunjacke verrieten sich die knospenden runden Formen des jungen Weibes und der Blick, mit dem sie jetzt von der Seite herauf zu ihm hinsah, war auch nicht der eines Kindes.

„Manchmal kann ich nicht schlafen, da laufe ich heraus.“

„Weißt du,“ rief Pius plötzlich, und seine Stimme klang etwas unsicher, weil ihm das Blut so seltsam in den Schläfen klopfte, „für jede Orange und jede Blüte, die du abgerissen hast, wirst du mir jetzt einen Kuß geben!“

„Ach, Herr Graf, ich bin doch zu schlecht zum Küssen — —.“

„Ein Märchen bist du —.“

Da hatten seine Lippen schon die ihren gefunden, warm und weich.

Sie wehrte sich nicht, und er zog sie fest in seine Arme und flüsterte:

„Du bist ein liebes Ding, Anna, ein liebes Ding. Aber warum zitterst du denn so?“

„Ach Gott, ich denke, es ist nicht wahr und ist gar nicht möglich, daß der Herr Graf so gut zu mir ist!“

Der Sommernachtzauber schlug über seinem Kopf zusammen.

„Unsinn, Anna, siehst du, ich hab dich lieb, so ein kleines Ding, wie du bist!“ Er hob sie mit starken Armen auf. „Ich trage dich, wie ein Kind trage ich dich, siehst du!“

Er trug sie zu einer Bank, die unter den Bäumen stand, und sie schmiegte sich an ihn, als könne es gar nicht anders sein.



IV.

Strahlenheim kam öfter nach Zarkau. Er and, daß eine Wandlung mit Pius vorgegangen war. Er war heiterer, ging mehr aus sich heraus; und doch

war nicht er es, der Strahlenheim zu immer öfterem Kommen veranlaßte.

Eines Tages rief die Gräfin Fräulein Gertrud in ihr Zimmer.

„Ich fürchte, dieser Herr von Strahlenheim macht Pia den Hof, was meinen Sie?“

Fräulein Gertrud konnte auf diese Frage nur mit einem verlegenen Räuspern antworten, denn sie war sich längst klar darüber, daß zwischen den jungen Leuten eine Neigung aufkeimte, und der Ton der Gräfin sagte ihr, daß diese nicht einverstanden damit sein würde.

„Herr von Strahlenheim ist ein so sehr liebenswürdiger junger Mann,“ sagte sie ausweichend, „er verteilt seine Aufmerksamkeiten zwischen alle Bewohner dieses Hauses — —.“

„Und meint doch nur Pia damit,“ unterbrach sie die Gräfin. „Deshalb ist es gut, wenn wir die Augen offen haben. Die Strahlenheims sind kleiner Beamtenadel. Weder ein Besitz, noch ein nennenswertes Vermögen steht hinter dem jungen Mann und er ist daher eine ganz unmögliche Partie für Pia. Da er ein wohlherzogener Mensch ist, wird er sich zurückziehen, wenn man ihn merken läßt, wie die Sachen hier stehen. Bei Ihrer Stellung in meiner Familie wären Sie vielleicht die geeignetste Person, ihn darüber aufzuklären.“

„O, Frau Gräfin,“ rief Fräulein Gertrud erschrocken, „wenn er Pia liebt, wird er sich doch durch das, was ich ihm über Frau Gräfin's Ansichten sagen könnte, nicht abschrecken lassen.“

Die Gräfin nahm einen strengen Ton an. Es handle sich nicht um ihre Ansichten, sagte sie, sondern um eine Vorstellung der Verhältnisse. „Ich würde allerdings nie meine Einwilligung geben,“ schloß sie, „weil Pia keine Mitgift hat und Herr von Strahlenheim eine arme Frau nicht ernähren kann. Das sagen sie ihm nur.“

Fräulein Gertrud meinte, Pius würde sich zu dieser Mission besser eignen, aber davon wollte die Gräfin nichts wissen.

„Ich will den beiden jungen Herren keine so bequeme Gelegenheit geben, über Liebesangelegenheiten zu sprechen,“ sagte sie. „Sie würden sich dann bloß gegenseitig montieren und würden sich einreden, daß das Dinge von maßgebender Wichtigkeit sind. Wir wollen uns doch nicht auf den Gefühlsstandpunkt stellen, sondern wollen uns darüber klar bleiben, daß es sich um eine einfache Pflichtsache handelt.“

Fräulein Gertrud verließ das Zimmer ihrer Herrin mit schwerem Herzen.

Pia war inzwischen in den Park gegangen. Dort stand eine kleine, mit Baumrinde umkleidete Holz-

Kapelle und Pia liebte es, das Muttergottesbild darin mit Farnkraut und Feldblumensträußen zu schmücken. Die Kapelle stand auf einer Anhöhe und man konnte von dort die Fahrstraße nach der kleinen Stadt übersehen, in der Strahlenheim arbeitete. Als Pia mit ihren Blumen fertig war, setzte sie sich auf die Wurzeln einer Eiche, die ihre Zweige über der Kapelle ausbreitete, und sah mit einem stillen, glücklichen Lächeln, wie ein dunkler Punkt dort unten auf der Straße immer näher kam und jetzt deutlich die Gestalt eines Zweirades annahm, über dem sie nun auch den gelben Strohhut, den Herr von Strahlenheim zu tragen pflegte, bemerkte. Vor acht Tagen hatte sie ihm die Kapelle gezeigt und sie hatten ausfindig gemacht, daß man sie von der Landstraße aus bemerken mußte. Nun wollte sie wissen, ob er daran dachte und herübersah. Sie winkte mit ihrem Taschentuch. Da hob der Radler unten den Strohhut — er hatte also heraufgesehen.

„Du Lieber — Lieber!“ flüsterte sie unwillkürlich. Eine Viertelstunde später stand er neben ihr.

„Ich sah sie von der Straße aus, Komtesse, und bog vom Feldwege in den Park ein.“

Das war eigentlich ziemlich natürlich, aber ihr erschien es, als habe er ihr damit etwas sehr Liebes erwiesen, und mit glühendem Gesicht reichte sie ihm die Hand zum Gruße und fühlte mit glückseligem Er-

schrecken, daß er diese Hand länger als nötig in der seinen behielt.

„Wie schön haben Sie die Kapelle geschmückt,“ sagte er, und während sie beide vor das Muttergottesbild traten, hielt er immer noch ihre Hand. Einen Augenblick stand sie so neben ihm, ganz ihrem Glücksegefühl hingegen. Dann besann sie sich, daß sie eine wohlerzogene junge Dame war, und löste ihre Hand ganz sachte aus der seinen; aber dabei sah sie ihn an, um sicher zu sein, ob er ihr auch nicht böse deshalb sei. Da begegneten sich ihre Blicke. O nein, böse war er ihr nicht, das sah sie wohl! Sie senkte schnell den Blick und fühlte dabei, wie der seine an ihr haften blieb.

„Freut es Sie ein wenig, wenn ich komme, Komtesse?“ fragte er, sich zu ihr herabneigend. Da sah sie schnell wieder auf und ein rasches, ehrliches „ja“ kam über ihre Lippen.

„Das macht mich sehr, sehr glücklich,“ sagte er. Dann standen sie beide stumm vor dem Madonnenbild, und es war ihnen so feierlich froh zumute, daß keines gleich ein weiteres Wort fand.

„Bia!“ klang Fräulein Gertruds rufende Stimme durch den Park.

Wie aus einem Traum erwachend schaute sie auf.

„Bia,“ wiederholte er leise, „darf ich Sie später an diesen Augenblick erinnern?“

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur an, und er wußte, daß sie ihm angehören wollte für das Leben. Fräulein Gertrud schien erschrocken, als sie das Paar zusammen den Kapellenweg herunterkommen sah.

„Sie hier, Herr von Strahlenheim — wir wußten nichts davon.“

Er erklärte leidlich unbefangen, wie es zugegangen war, daß er in den Park einbog. Fräulein Gertruds Blick ging hin und her zwischen Pia und Strahlenheim, und sie fühlte mit beklemmender Angst, daß zwischen beiden irgend etwas vorgegangen war, was sie einander nähergebracht hatte. Pia aber empfand zum erstenmal die Gegenwart ihrer geliebten Gertrud als störend, und da diese keine Miene machte, das Paar zu verlassen, dachte sie, daß sie lieber allein, als so mit Kurd Strahlenheim und Gertrud zusammen sein wollte.

„Ich will sehen, wo Pius ist,“ sagte sie, und lief in das Schloß. Da hörte sie Stimmenschall aus dem Zimmer ihres Bruders. „Ich will lieber warten, bis er allein ist,“ dachte sie, und trat hinaus auf die gegenüberliegende Veranda. Sie lehnte sich in einen der Bögen, der ganz umblüht war von einer roten, rankenden Rose, und blickte hinab auf den Park, der in voller Sonnenpracht vor ihr lag. Ihr Herz war übergelb von Glück und Liebe. O, jetzt wußte sie es! Nicht sie allein liebte, sie wurde auch geliebt! Hatten

seine Lippen es ausgesprochen oder waren es nur seine Augen gewesen? Gleichviel, vor dem Altar der Waldkapelle hatten sie sich einander gelobt, das wußte, das fühlte sie. In Gedanken wiederholte sie sich jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung, und ihre Hände falteten sich unwillkürlich im Gefühl überschwenglichen Dankes für soviel Glück.

Unter den Bäumen drüben sah sie jetzt Fräulein Gertrud und Strahlenheim hingehen, und ihr war, als höbe er den Kopf und sähe sie an. Ja, sie wußte es, er bemerkte sie und fühlte, daß ihr Blick an ihm hing, und in diesem Augenblick war ihr das viel lieber, als neben Gertrud hinzugehen und gleichgültige Dinge mit ihm zu sprechen. Der Arme, er mußte das aushalten, aber er verstand, weshalb sie lieber hier blieb, allein mit der Erinnerung an die Kapelle und an ihr Glück. Sie wollte nicht über diesen schönen Augenblick des ersten Liebesbewußtseins hinaus denken, sie machte keine Pläne, sie hatte keine Erwartungen, ihre junge Seele schwebte nur in einem Glücksmeer, wie der Schmetterling vor ihr im Sonnenlicht badete.

Inzwischen ging es drinnen in Pius Zimmer ziemlich laut zu.

Bacholi war etwa vor einer Viertelstunde dort eingetreten.

„Komm ich ja zu Ihnen, weil denk ich, ist besser

so," hatte er sich eingeführt, und auf Pius Frage nach seinem Begehr, hatte er sich weiter vernehmen lassen:

„Haben mir ja die Franzka und die Marsatta gesagt, lauft die Anna jeden Abend ins Schloß, zu Herr Graf — komm ich ja deswegen, Herr Graf, denn das will ich ja nicht!“

Pacholis Augen funkelten unheimlich, die Adern auf seiner Stirn traten dick hervor. Man sah ihm an, daß er sich nur mühsam beherrschte. Pius, der vor seinem Schreibtisch gesessen hatte, sprang auf. Auch ihm schwoollen die Adern an der Stirn. Er hatte nicht Lust, sich von Pacholi zur Rede stellen zu lassen, und ebensowenig ein nutzloses Leugnen zu versuchen.

„Was hütet Ihr die Anna nicht besser," rief er, „könnt Ihr Euch wundern, wenn sie in einem Hause, wo es so zugeht, wie bei Euch — —“

„Ich bitt' schön, Herr Graf," unterbrach ihn Pacholi, „was die Anna ist, mit der werde ich schon fertig werden. Hat sie Angst vor mir — soll sie auch haben Angst! Aber — was Herr Graf ist, muß ich ja reden zu Sie!“

„Ihr seid unverschämt, Pacholi. Ein Mensch, der mit grauen Haaren noch solche Geschichten macht, wie Ihr, der darf einem jungen Mann doch keine Vorwürfe machen, wenn er ein hübsches Mädel nimmt —“

„Herr Graf, sind Mädel genug in Dorf, kann Herr Graf auch fahren in Stadt, sind noch mehr Mädel, aber, was die Anna ist — —“

„Na, kurz und gut, Pacholi, ich denke, Ihr seid gekommen, um mir zu sagen, wieviel ich Euch für meinen Eingriff in Eure Rechte bezahlen soll —“

„Nee, Herr Graf, da ist ja nichts zu bezahlen. Will ich die Anna haben für Zeit, wo ich bin alt. Soll sein meine Tochter, soll ordentliches Mann, was mir gefällt, heiraten. Paßt mir ja nicht, wenn herumläuft, paßt mir gar nicht, wenn zu Graf läuft — —“

„Seid vernünftig, Ihr werdet Euch nicht über mich zu beklagen haben, und Ihr habt ja selbst gesagt: der starke Hirsch im Walde nimmt, welche er will...“

„Hab ich gesagt, Herr Graf, aber nimmt Hirsch bloß, wo nicht ist anderer Hirsch. Hier ist der Pacholi, Herr Graf, das ist anderer Hirsch.“

„Aber was einmal geschehen ist, können wir beide doch nicht ändern, Pacholi.“

„Wenn ist geschehen — ist Unglück! Aber soll nicht wieder geschehen! Wenn wieder geschieht, kommt erst großes Unglück — sag ich das zu Sie, bin ich deshalb gekommen, und wenn sagt der Pacholi etwas, da macht er, wie er sagt!“

„Ich glaube gar, Ihr wollt mir drohen!“ rief Pius, dessen Geduld zu Ende war. „Ihr seid nicht

der Vater des Mädchens, und ob Eure Absichten mit der Anna gerade sehr saubere sind, kann bei dem Leben, wie Ihr es führt, niemand sagen. So gut wie Ihr, kann ich auch noch für das Mädel sorgen; so mag sie selbst also entscheiden, von wem sie abhängen will, ob von Euch, oder von mir. Und nun macht, daß Ihr fortkommt, ich werde mit der Anna reden“

„Herr Graf!“ Pacholi war dicht vor Pius hingetreten. Die beiden erhitzten Gesichter sahen einander scharf in die Augen, und es war derselbe Zug von starrsinniger Entschlossenheit um den Mund des Bauern und um die Lippen des Herren, es waren dieselben unheimlich blickenden Augen, in dem Bauern wie in dem Herrenkopfe, und wer sie so einander gegenüber hätte stehen sehen, hätte sich der alten Geschichten von der Blutsverwandtschaft zwischen ihnen erinnert.

„Herr Graf, die Anna ist noch nicht majorenn und ich bin so gut wie ihr Vormund, denn ihr Vater hat sie mir übergeben, und ich sage: eher bleibt die Anna tot auf Platz, ehe Sie Ihren Willen haben, denn ich will ja nicht!“

„Unverschämter Kerl, heraus!“ schrie jetzt Pius, seiner selbst nicht mehr mächtig. „Heraus, oder ich rufe die Diener und lasse Euch herauswerfen!“

Pacholis Gesicht verzerrte sich in Wut.

Er ballte die Fäuste — aber er bezwang sich.

„Ich werde ja dran denken, und Sie werden auch dran denken!“ Damit verließ er das Zimmer.

Die Tür des Billardzimmers, das an Pius Wohnzimmer stieß, wurde geöffnet. „Bist du endlich allein?“ fragte die Gräfin, die nach der Unterredung mit Fräulein Gertrud weiter über den Fall „Strahlenheim“ nachgedacht hatte, und dabei auf den Ausweg verfallen war, Pius und Pia möglichst bald auf eine Verwandten-Tournee zu schicken. Sie konnten gut ein paar Wochen fortbleiben und in der Zeit würde Strahlenheim aufgeklärt werden, und sich wahrscheinlich insolgedessen versetzen lassen. So wurde ein weiteres, öfteres Zusammentreffen vermieden und alles kam in Ordnung. Sie hatte sofort den Plan mit ihrem Sohn besprechen wollen, hatte aber im Billardzimmer den lebhaften Wortwechsel, wenn auch nicht verstanden, so doch gehört und hatte gewartet, bis der Besucher sich entfernte.

„Wer war denn das und was spracht ihr so lebhaft?“ fragte sie.

Pius sagte, es habe sich um einen Pferdekauf gehandelt, bei dem der Bauer Bacholi unverschämt geworden sei.

Sie seufzte.

„Der Bacholi ist ein schwieriger Mensch!“

Dann ging sie auf das Thema über, wegen dessen sie gekommen war.

Zuerst hatte Pius wenig Lust, auf ihre Pläne einzugehen, behauptete, er müßte sich hier doch erst einleben und dergleichen. Aber wenn die Gräfin erst einmal eine Idee gefaßt hatte, war sie nicht leicht davon abzubringen; und während seine Mutter sprach, hatte sich auch die Erregung, in die Pacholi Pius versetzt hatte, gelegt. Die Gräfin las ihm einige Einladungsbriefe vor, die sie gleich mitgebracht hatte. In der Zeit hatte er Muße, nachzudenken. Die Liebelei mit der Anna war doch am Ende nur ein Zeitvertreib und er hätte gar nicht daran gedacht, daraus eine Haupt- und Staatsaktion zu machen, wenn Pacholi ihn nicht derartig gereizt hätte. Das Mädchen war ihm in die Arme gefallen wie eine eben erblühte Blume, und er hatte sie genommen in dem Gefühl, daß sie am Wege blühte und wenn nicht von ihm, so doch vom nächsten, der des Weges kam, genommen werden würde. Er nannte sie in Gedanken auch jetzt „ein nettes Ding“ und beruhigte sich damit, daß er weiterhin für sie sorgen wollte. Aber sich ihretwegen in ernste Unannehmlichkeiten zu verwickeln, das fiel ihm gar nicht ein. Da war nun vielleicht der Reiseplan seiner Mutter gar nicht übel. Seine Entfernung würde Pacholi beruhigen und wenn er wiederkam, würde er ja sehen, wie die Dinge sich inzwischen gestaltet hätten. Eventuell konnte er die Anna unter irgend einem Vorwand

auf den Hof nehmen — im Stich würde er sie natürlich nicht lassen — aber man gewann Zeit und wurde ruhiger. Dabei sah er verstohlen nach der Uhr. In letzter Zeit hatte er sich öfter auch am Tage ein Rendezvous mit der Anna im Park gegeben. Da war eine dichte Fichtenschonung, die man unbemerkt erreichen und in der man sich vor Entdeckung ziemlich sicherfühlen konnte. Pacholi hatte in der Nähe seine Viehweide und die Anna machte sich dort zu tun. Um sechs Uhr wollten sie sich heute treffen. Jetzt war es drei Viertel auf sechs. Pius begann nachzugeben und sprach von einem Rehbock, der um diese Stunde aus dem Korn in den Wald wechsele, und den er beobachten, eventuell schießen wollte, und die Gräfin erhob sich und sagte, sie wolle also Pius und Pia für nächsten Mittwoch bei den Verwandten ansagen. Sobald sie das Zimmer verlassen hatte, warf Pius sich eilig in eine Art von Jagdkostüm. Seit er die Stellbischeins mit der Anna hatte, führte er öfter ein Gewehr und behauptete, sich damit „einzuschießen“ und nächstens einen Rehbock nach Hause zu bringen. Er beschloß, den kürzesten Weg über die Veranda in den Park hinabzugehen. Da trat seine Schwester ihm entgegen, die bis jetzt gewartet hatte.

„Strahlenheim ist hier,“ sagte sie mit einem frohen Aufleuchten in den Augen.

Seine Stirn rötete sich vor Ungeduld.

„Hol ihn der Teufel,“ rief er.

Sie sah ihn erschrocken an.

„Aber Pius — —“

„Ich habe keine Zeit, sage, daß du mich nicht getroffen hast, ich muß heraus, es ist ein Boß da.“

Er schritt an ihr vorüber und sie sah ihm entgeistert nach. Er eilte dem Park zu.

Fräulein Gertrud und Herr von Strahlenheim waren nicht mehr zu sehen. Mit gesenktem Kopf verließ Pia die Veranda, um sie zu suchen, die Lust an ihrer stillen Träumerei war ihr verdorben. Ihr war, als hätten plötzlich schwere Wolkenschatten den Himmel ihrer Träume verdüstert. Pius Benehmen erschien ihr unbegreiflich und ungerecht; langsam und mit gesenktem Kopf durchschritt sie die Gänge des Parkes einen nach dem andern. Endlich entdeckte sie Gertrud und Strahlenheim auf einer ziemlich abgelegenen Bank, die sonst selten aufgesucht wurde.

Bei ihrem Näherkommen aber hob Strahlenheim nicht freudig den Kopf, seine Augen suchten sie nicht mit einem Blick stillen Verstehens, wie sie es erwartete. Nur Gertrud sah ihr entgegen, liebevoll wie mitleidig. Pia wurde das Herz noch schwerer, denn sie fühlte, daß sie lügen müßte, um Pius zu entschuldigen, und das wollte sie nicht. So stand sie zögernd still und ihr

war, als höre sie Gertrud leise zu Strahlenheim sagen:
 „Sie weiß nichts.“

Da sah er auf, und soviel Schmerz und Trauer lag in seinem Blick, daß Pia erschrocken rief: „Was ist geschehen, was weiß ich nicht?“

Gertrud schüttelte den Kopf.

„Du irrst dich, Kind, ich habe nichts gesagt, was sollte denn auch geschehen sein?“

Da kam das, was sie verschweigen wollte, unwillkürlich über ihre Lippen.

„Mein Gott, ich weiß ja nicht, aber Pius war auch so sonderbar —“

„Ihr Bruder kommt nicht, er ist heut sehr beschäftigt, nicht wahr?“ fragte Strahlenheim, und seine Stimme klang so verändert, daß es ihr wehe tat.

„Woher wissen Sie denn das?“ Sie sah ihn angstvoll an und er schüttelte den Kopf, und starrte vor sich hin auf den Sand des Weges. Dann stand er plötzlich entschlossen auf.

„Ich komme lieber ein andres Mal,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „ich bin ja heut nur unterwegs auf meiner Radeltour.“ Er versuchte zu lächeln, ohne daß es ihm recht gelang.

„Leben Sie wohl,“ sagte er, Pia die Hand reichend. Sie sah ihn an und plötzlich mußte oder vielmehr fühlte sie es ganz deutlich: es war doch

etwas geschehen, etwas, das zwischen ihr und Strahlenheim stand, etwas, das ihn veranlaßte in diesem Ton „leben Sie wohl!“ zu sagen.

Sie wollte fragen, aber sie brachte kein Wort über die Lippen. Sie wunderte sich nur, wie Gertrud in diesem Augenblick von ganz gleichgültigen, fernliegenden Dingen sprechen konnte.

Und dann ging er fort und Gertrud legte den Arm um Pia's Schultern und zog sie neben sich auf die Bank.

„Pia, mein Herzblatt, mein kleiner Liebling!“

Pia machte sich mit einer sonst an ihr ungewohnten Heftigkeit, los.

„Was haben Sie ihm gesagt?“ fragte sie mit zuckenden Lippen.

Da sah Gertrud, daß Pia aufgehört hatte, ein Kind zu sein, und daß man sie nicht mehr wie ein solches behandeln durfte.

Sie sagte ihr die Wahrheit.



V.

Während Pia den ersten tiefen Schmerz ihres Lebens erfuhr, hatte Pius die kleine Anna in der Fichtenschonung getroffen und sie war ihm zärtlicher und leidenschaftlicher als jemals entgegengekommen.

„Du glaubst nicht, wie sie mich quälen, die Marsatta und die Franzka,“ flüsterte sie zwischen ihren Rüssen, „wenn ich dich nicht hätte, möchte ich nicht leben!“

Er erwiderte ihre Rüsse, er brachte es nicht über sich, ihr gleich seine schlechten Nachrichten mitzuteilen. Sie tat ihm leid, und doch fühlte er selbst, daß er nicht sein Leben damit zubringen konnte, ein kleines Bauernmädchen zu küssen. Sie aber erzählte ihm, wie sie in dem Buche, das die „Frau Lehrer“ ihr zu Weihnachten schenkte, eine wunderschöne Geschichte gefunden habe, von einem Prinzen — oder war es gar ein Herzog? — der ein armes Gänsemädchen geheiratet habe und mit ihr ganz „schrecklich“ glücklich geworden sei. Die Geschichte würde sie nun immer zum Troste lesen, wenn die „andren“ sie quälten und dabei würde sie an ihn denken.

Das ernüchterte ihn vollends.

Zuerst erzählte er ihr, daß ihr Onkel bei ihm gewesen sei.

„O, der Schuft,“ rief sie, die Fäuste ballend, „am liebsten würde er mich selbst haben, aber da würden ihm die Marsatta und die Franzka die Augen auskratzen, und dann fände er doch auch nicht einen Knecht ‚für umsonst‘ durch mich, denn das will er doch bloß, wenn er davon spricht, daß ich einen ‚ordent-

lichen Mann' heiraten müßte, dem er dann den Hof übergeben könnte! O, der! Nichts wird er aus der Hand geben, solange wie er lebt, bloß von allem Vorteil haben, was in seine Nähe kommt, das will er! Ach, er ist zu schlecht — zu schlecht!"

Pius suchte sie zu beruhigen.

„Kannst du es gar nicht bei ihm aushalten, so will ich dich auf den Hof nehmen,“ sagte er, „aber besser ist es, wenn du dich mit dem Onkel verträgst, denn du bist noch nicht majorenn, und wenn er sich hinter deinen Vater steckt, können wir gar nichts machen. Also beruhige ihn lieber einstweilen. Du wirst jetzt gerade Zeit und Gelegenheit dazu haben, denn ich muß verreisen —“

„Verreisen!“ schrie sie auf. „Jesuz, Jesuz, was soll da aus mir werden. Wie soll ich denn leben, wenn du nicht hier bist, wenn ich dich nicht mehr sehen soll!“

„Aber, Anna, sei doch vernünftig, ich komme ja wieder —“

„Wenn kommst du wieder?“

„In vier oder sechs Wochen —“

„Ach, Gott, ach Gott, du hast mich nicht mehr lieb, sonst würdest du nicht verreisen, denn du bist der Herr und kannst machen was du willst!“

Er suchte ihr vorzustellen, daß die Reise im

Gegenteil ein günstiges Zusammentreffen für sie sei, gerade jetzt, wo der Dinkel wild geworden wäre; er sagte ihr, was ihm gerade an Beruhigungsgründen einfiel, aber er wurde dabei unwillkürlich von Minute zu Minute nüchterner ihr gegenüber. Sie war ihm eine liebe Spielerei gewesen, solange alles gut ging, aber jetzt, wo Schwierigkeiten kamen und sie selbst die Sache tragisch nahm, wurde sie ihm unbequem. Und sie fühlte das instinktiv und wußte diesem Gefühl nicht anders zu begegnen als mit Tränenströmen und Verzweiflungsausbrüchen, die ihn ermüdeten und schließlich ungeduldig machten.

So trennten sie sich nicht in gutem Einvernehmen wie sonst. Pius ging mißmutig und fest entschlossen, zu verreisen, und sie ging in voller Verzweiflung nach Hause.

Pacholi erwartete sie vor der Haustür.

„Kommst du endlich,“ schrieb er ihr entgegen, und da sie sich weder entschuldigte, noch zu verteidigen suchte, überschüttete er sie mit einer Flut von Schimpfworten und ging schließlich zu Tätlichkeiten über.

Sie sah ihm trotzig ins Gesicht.

„Schlag’ mich nur tot, besser tot, als bei dir bleiben!“

Da zog er sie ins Haus und züchtigte sie in rohester Weise. — — — — —

VI.

„Die Anna vom Bacholi ist heute nacht vom Bahnzuge überfahren worden —“ meldete am andern Morgen der Diener, der in Pius Schlafzimmer die Fensterläden öffnete.

Pius fuhr schlaftrunken auf.

„Was sagen Sie?“

Der Diener wiederholte seine Meldung und setzte hinzu:

„Sie muß gleich tot gewesen sein, so wie sie zu-
gerichtet ist!“

Pius sah den Menschen an, als verstünde er ihn nicht.

„Wie — wie ist sie denn auf den Bahndamm gekommen?“ Pius Kehle war so trocken, daß die Stimme ihm fast versagte und er nur mühsam die Worte herausquälte; und der Diener, der nur auf die Frage gewartet zu haben schien, erzählte mit dem Behagen, das Leute gewöhnlich empfinden, wenn sie graufige Vorgänge berichten können, von denen sie nicht selbst betroffen wurden:

„Ach, das ist ja bei dem Bacholi eine schreckliche Wirtschaft — ich war einen Augenblick dort, ganz früh, als ich das Unglück hörte. Der Mensch hat ja gestern abend die Anna beinahe totgeschlagen und dann hat er sie auf dem Heuboden eingesperrt. Er ist wohl

aber nicht recht bei sich gewesen und hat die Thür nicht ordentlich zugemacht, denn heut früh stand die Thür weit offen. Wie das nu gekommen ist, daß die Anna auf den Bahndamm gelaufen ist, das kann keiner sagen. Vielleicht hat sie sich die schlechte Behandlung zu Herzen genommen — so jung und so hitzig und stolz wie sie war — vielleicht wollte sie auch bloß fortlaufen und hat nicht aufgepaßt, und der Zug hat sie überrascht — sie ist tot und kann's nicht mehr sagen, und wer soll's sonst wissen?"

Pius kleidete sich mechanisch an, während der Mensch sprach. Ihm war, als bewege er sich in einem häßlichen, schweren Traum.

Dann ging er zum Pacholi-Hofe.

Der verstümmelte Körper der Anna lag auf dem Tisch im Wohnzimmer, sie hatten ein blutbeflecktes Tuch darüber ausgebreitet und Pius wagte nicht, es aufzuheben.

„Wie ist das geschehen?“ fragte er die Weiber, die verängstigt an der Thür standen und mit der alten Katerina, die herübergekommen war, sprachen. Im Hofe drängten sich eine Menge Kinder, die neugierig durch die Fenster hereinsahen.

„Wo ist der Pacholi?“ fragte Pius wieder. Die Weiber wußten keine Antwort auf seine Fragen.

Pius verließ das Haus. Was sollte er hier

machen? Warum war er überhaupt gekommen? Er wußte, er würde nun immer das blutige Tuch, unter dem die Anna lag, vor sich sehen und würde sich dabei sagen:

„Das ist deine Schuld!“

Und nun mußte er mit seiner Mutter und mit allen andern von der Sache sprechen, als ob sie ihn nichts anginge.

Ihm war, als würde es ihn erleichtern, Pacholi vor sich zu haben, einen Teil der Vorwürfe, die er sich selbst machte, auf ihn übertragen zu können; aber Pacholi war nicht da; zuletzt meinte er, in der gewohnten Umgebung nicht mehr atmen zu können.

Er stürmte hinaus, ohne die dumpfe Schwüle, die, Gewitter verkündend, über dem Garten brütete, zu beachten, durchquerte den Park und eilte dem Walde zu, im Sturmschritt, wie gehezt von der Vorstellung, daß er seiner Mutter oder Schwester begegnen und daß sie ihn nach der Anna fragen würden. Und die Anna lag unter dem blutigen Tuch in Pacholis Stube. Dieselbe Anna, die er noch gestern geküßt hatte, das hübsche, zärtliche Ding — und sie war nun tot — tot! Er ging weiter, ohne auf den Weg zu achten, rastlos, als könne er sich und dem Phantom des blutigen Tuches entfliehen. Nach stundenlangem Umherstreifen blieb er endlich auf einer waldigen Anhöhe stehen und

blickte um sich. Er kannte den Platz nicht — aber das war ja so gleichgültig. Er war weit weg von Zarkau — hier würde ihn niemand mit Fragen quälen. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn und empfand die bleierne Müdigkeit, deren er sich plötzlich bewußt wurde, wohlthuend. Denn sie hüllte ihm die Welt in unklare Schleier, hinter denen auch die häßliche Vision aus Pacholis Stube verschwamm. Er warf sich auf den dichten Moosteppich, der den Waldboden bedeckte. Über ihm bewegten sich leise die Baumzweige, ab und zu zirpte ein Vogel. Ah, nicht mehr denken müssen — alles vergessen können — wie wohl einem da wäre — wie wohl! Er schloß die Augen, er war zu müde, um sich noch unglücklich zu fühlen.

Er mochte eine halbe Stunde geschlafen haben, als das Knattern eines Donnerschlages ihn weckte. Zugleich legte ein kalter Windhauch über ihn hin. Er sprang auf. Da begann der Gewitterregen schon herabzuströmen. Pius suchte sich zu orientieren. Endlich fand er den Ausweg aus dem Walde und erreichte die Landstraße. Ein Wegweiser sagte ihm, daß er mehr als eine Meile von Zarkau entfernt war, und der Regen, der ihn durchweichte, sowie der Wind, der immer frischer wurde und ihn erschauern machte, ernüchterten ihn vollends.

„Was für ein Narr bin ich gewesen,“ murmelte er, so schnell als möglich auf der Straße vorwärtsstrebend. „Was habe ich denn so Großes getan? Eine Liebeleie ist doch kein Unrecht und für das andre kann ich doch gar nichts! Meine Erziehung ist schuld daran, daß das alles mich so aufregen und herumheizen konnte — ein anderer hätte sich nicht so viel daraus gemacht!“

Hundegebell erklang vor ihm, eine Ortschaft lag am Wege.

„Gott sei Dank, da kommt man doch unter Dach und Fach,“ dachte Pius und trat in das Wirtshaus. „Ich möchte hier den Regen abwarten,“ sagte er zum Wirt, und da er fröstelte, setzte er hinzu:

„Wenn Sie einen erträglichen Kümme! oder Kognak haben, so bringen Sie ihn mir zur Erwärmung.“

Der Wirt kannte ihn nicht, aber er sah, daß er es mit einem vornehmeren Gast zu tun hatte, und holte die beste Flasche Kognak, die er besaß. Pius trank schnell ein Glas, das ihn ein wenig erwärmte.

Aber sobald seine Gedanken nicht mehr durch körperliches Unbehagen abgezogen wurden, kehrten sie mit eigensinniger Beharrlichkeit zu der toten Anna zurück.

„Nein, ich kann nichts dafür!“ wiederholte er

seine Selbstentschuldigung; aber ein Frostschauer lief ihm dabei durch die Glieder.

Er schenkte sich wieder ein und trank zwei Gläser hintereinander.

„Der Kognak ist gut, nicht wahr?“ sagte der Wirt. Pius nickte und schenkte sich wieder ein.

Am Ende würde er dieser wiederkehrenden Frostschauer doch durch den Kognak Herr werden, dachte er. Jetzt sah er auch das blutige Tuch, unter dem die Anna lag, nicht mehr vor sich und konnte an andres denken.

Es war nicht viel mehr über 50 Jahre her, daß sein Ahnherr mit den Bürgern aus der kleinen Stadt Wette getrunken hatte. Das mußte eine lustige Zeit damals gewesen sein, die Leute hatten nicht so ein empfindliches Gewissen und ließen sich nicht so leicht Angst machen, wie heutzutage. Einen ganzen Saal voll schöner Polinnen und Ungarinnen hatte sein Ahnherr in Dubino gehabt. Und zu trinken verstand er wie kein anderer. Ob er wohl dabei etwas zu vergessen suchte? Da war die Geschichte mit den Skeletten ja — der Kognak erwärmte und brachte auf andre Gedanken — —

Mechanisch griff Pius Hand immer wieder nach der Flasche und schenkte ein Glas nach dem andern ein. Es kam ihm jetzt komisch vor, daß er hier saß und daß niemand ihn kannte. Ja, wirklich, er fühlte

sich recht wohl und heiter und er mußte lachen, als der Wirt jetzt an den Tisch trat und sagte, daß er die Flasche ausgetrunken habe, und daß das vier Mark kostete; nun wollte er das komische Gesicht sehen, das der Wirt machen würde, wenn er sich zu erkennen gab, und er sagte daher: „Ich bin der Graf Wolonsky aus Barkau, und Sie können mir einen Wagen anspannen lassen, ich will nach Hause fahren!“

Der Wirt machte wirklich ein komisches Gesicht und Pius mußte wieder lachen. Dabei kam es ihm vor, als sei er gar nicht derselbe, wie vorhin, sondern als sei er der Amand Wolonsky, der damals die Bürger alle unter den Tisch getrunken hatte. Er stand auf — er fühlte sich so sonderbar unsicher in den Beinen. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: „Ich bin ja betrunken!“

Sogleich wehrte er sich dagegen. Nein, er mußte sich zusammennehmen.

„Also, bekomme ich einen Wagen?“ fragte er, sich an dem Tisch festhaltend.

Der Wirt war ganz voll Dienstfeifer. „Der Wagen würde sofort kommen,“ sagte er, „aber es sei nur eine Brižka, etwas besseres habe er nicht.“

Pius setzte sich wieder, er fühlte sich ermüdet und freute sich darauf, nun bald nach Hause zu kommen

und dort ein gutes Bett zu finden, in dem er ausschlafen konnte.

Dann saß er im Wagen und hatte den Regenschirm des Wirtes über sich ausgespannt, denn es regnete immer noch. Er war in einer so angenehmen Stimmung, daß ihn das zuerst nicht störte. Aber allmählich fing er wieder an, zu frieren und plötzlich rissen die Schleier, die so wohlthuend seine Gedanken umspinnen hatten. Da war das blutige Tuch wieder — und darunter lag die Anna und er hatte sie gemordet.

„Nein, nicht ich — nicht ich!“ Er hatte es laut gerufen, der Kutscher wandte sich um und fragte, ob er nicht beim Schlosse vorfahren solle? Ja, natürlich beim Schlosse! Wo denn sonst?

Er fröstelte stark, als er endlich in Barkau ausstieg. Seine Mutter begegnete ihm im Korridor.

„Wo bist du nur solange geblieben, wir haben uns schon um dich geängstigt,“ sagte sie.

„Du mußt dich niemals ängstigen,“ antwortete er. „Ich — ich hatte in der Stadt zu tun!“

Die Gräfin erschrak bis ins Herz hinein. Das war derselbe Ton, in dem ihr Mann ihr oft auf ihre Fragen geantwortet hatte, und es waren auch dieselben Worte, die er stets zur Entschuldigung bereit hielt.

„In der Stadt?“ wiederholte sie fragend, ihre Stimme bebte dabei ein wenig.

„Ich glaube, ich habe mich erkältet, ich war sehr heiß und bin durchgeregnet,“ sagte Pius heiser. Nun war sie wieder voller Theilnahme und Besorgniß.

Beim Abendessen bemühte Pius sich kramphast, an der allgemeinen Unterhaltung teilzunehmen. Er fühlte sich fiebrig und elend, und zog sich früher als gewöhnlich zurück.

Der Diener, der ihm beim Auskleiden behilflich war, begann wieder von dem Ereigniß des Tages zu sprechen.

„Herr Graf haben doch heute nach dem Pacholi gefragt,“ sagte er, „den haben sie am Abend aus dem Wirtshaus heraustragen müssen, so betrunken war er. Der Rentmeister war dabei, der sagt, er schnarcht wie 'ne Baumsäge. So ein Kerl — nach dem Unglück, was doch in seinem Hause passiert ist!“

Pius antwortete nicht. Er dachte an Pacholi mit einem sonderbaren Gefühl — fast wie Neid. Der trank und quälte sich nicht!

Die Gräfin kam noch einmal in das Zimmer ihres Sohnes.

„Ich glaube, du fieberst,“ sagte sie, ihre kühle Hand auf seine heiße Stirn legend.

Er beruhigte sie, er würde sich wieder zurecht

schlafen, behauptete er. Dabei hatte er nur den einen Wunsch: wenn sie doch fortginge, wenn sie mich doch allein ließe! Und sie dachte, daß sie sich vielleicht geirrt und er wirklich in der Stadt Geschäfte gehabt, und sich bei dem Regen ein wenig erkältet hätte. Das war ja nichts Schlimmes, o nein, das nicht!

Endlich ging sie.

Pius löschte das Licht aus und öffnete das Fenster. Die Regenwolken hatten sich verzogen. Über dem Parkrasen lag wieder das Mondlicht und die Drangen dufteten. Pius starrte mit heißen Augen hinaus — — —

Am andern Morgen konstatierte der herbeigerufene Arzt, daß Graf Pius an einer Lungenentzündung erkrankt sei.



VII.

Kurd Strahlenheim hatte sich oft nach Pius' Befinden erkundigen lassen und Fräulein Gertrud hatte es übernommen, seine Anfragen zu beantworten.

Sie konnte bald berichten, daß Pius außer Gefahr sei. Er erholte sich anscheinend schnell. Da der alte Hausarzt aber bedenklich blieb, bestimmte die Gräfin, daß er einen Wiener Spezialisten befragen sollte, zu dem sie besondres Zutrauen hatte.

Während Pius dort sein würde, wollte die Gräfin mit ihrer Tochter die solange aufgeschobnen Verwandtenbesuche machen. Als die Abreise bestimmt war, trat Pia eines Tages in Fräulein Gertruds Zimmer.

„Der Bote ist wieder hier,“ sagte sie, und Gertrud wußte, daß es sich um Strahlenheims Anfrage nach dem Konvaleszenten handelte, die sie gewöhnlich mit einigen Zeilen zu beantworten pflegte. Seit der Abschiedsszene mit Strahlenheim hatten Pia und Gertrud Schwesterchaft gemacht. „Gertrud,“ sagte Pia, dicht an die Freundin herantretend, „heut mußt du noch etwas andres schreiben.“

„Ja, daß Pius gesund ist und abreist, Gott sei Dank!“ Pia schüttelte den Kopf.

„Nein, noch etwas von mir. Es ist möglich, daß Kurd Strahlenheim versetzt wird, ehe wir von unsrer Reise zurückkehren. Darum muß ich ihn vorher noch einmal sprechen!“

„Pia, das ist unmöglich, denke doch, nach alledem, was ich ihm sagen mußte —“

„Gerade darum — du kannst dabei sein, Gertrud, und — wenn du nicht schreibst, so schreibe ich es ihm: sprechen will ich ihn noch einmal!“

Gertrud sträubte sich; und das Ende dieser Unterredung war dennoch, daß sie schrieb.

Sie hatte ein schlechtes Gewissen und arges Herzklopfen — aber zwei Tage später erwartete sie dennoch mit Pia an der Kapelle Strahlenheims Besuch.

Er kam und Pia trat ihm wohl errötend, aber doch so sicher entgegen, als sei sie in diesen Wochen um Jahre gereift.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie, „ich weiß nun alles, und darum mußte ich Sie noch einmal sprechen.“

In tiefer Bewegung führte er ihre Hand an seine Lippen und sie fuhr fort:

„Ich weiß ja nicht, was man zum Leben braucht und ich möchte nicht, daß Sie durch mich in eine unangenehme und gedrückte Lage kämen —“

„O, ich für mein Teil, ich fürchte beschränkte Verhältnisse nicht,“ unterbrach er sie, „meine Eltern sind auch nicht reich und sind dennoch glücklich — —“

Ein glückliches Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„So denke ich auch,“ sagte sie, „aber ich weiß ja so gar nichts von der Welt und kenne das, was Mama fürchtet, nicht. Ich will aber auch nichts tun, was sie betrübt, nur das eine, das ist gewiß: ich werde niemals einen andern Mann heiraten!“

„Pia,“ rief Gertrud erschrocken, „das darfst du nicht sagen! Du kennst dich selbst noch zu wenig —“

Pia schüttelte den Kopf.

„Sei ruhig, Gertrud, ich habe jetzt viel Zeit gehabt, über all das nachzudenken, und ich weiß, das, was ich sage, kann kein Unrecht sein, denn es ist die Wahrheit, und die muß Herr von Strahlenheim wissen, ehe wir uns trennen.“

„Pia,“ sagte Strahlenheim feierlich, „Sie sollen frei sein, ganz frei, ich nehme kein Versprechen von Ihnen an, aber mein Leben gehört Ihnen, das sollen Sie wissen. Ich habe Ihnen ja jetzt nichts zu bieten — aber — vielleicht habe ich Glück, vielleicht kann ich später dennoch — —“

„Ich bitte Sie,“ flehte Gertrud, „binden Sie sich nicht gegenseitig, ich darf das nicht dulden. Sie bringen mich mit meinem Gewissen in schwersten Zwiespalt — —“

Pia legte den Arm um sie.

„Arme Gertrud!“ Dann sah sie Strahlenheim wieder an. „Und in das Kloster kann ich auch nicht, solange ich an jemand mehr denke, als an den lieben Gott! Und weil der liebe Gott sehr gut ist, ist er mir nicht böse darüber, daß ich an jemand soviel denke!“ Sie lächelte ihn an, aber sie hatte dabei Tränen in den Augen, und er brauchte seine ganze Willenskraft, um sie in diesem Augenblick nicht in seine Arme zu ziehen, denn er wußte, sie würde nicht widerstreben. Er bezwang sich und so standen sie einander noch eine

Minute gegenüber, eines in den Augen des andren lesend, und das Glück ihres Lebens einander und der Zukunft anvertrauend.

„Wenn Sie mich jemals rufen, so komme ich!“ sagte er leise und innig.

Dann reichten sie sich die Hand zum Lebewohl.



VIII.

Einige Tage später reiste Pius ab. Seine Mutter erwartete noch seine ersten Nachrichten in Zarkau, erst als diese sehr beruhigend lauteten, trat auch sie ihre Reise an. Pius sollte, wenn die Wiener Konsultation befriedigend ausfiel, mit den Seinigen bei Verwandten zusammentreffen. Statt dessen kam an dem Tage, an dem er erwartet wurde, ein Brief von ihm, worin er mittheilte, der Wiener Arzt, der ihn eine Zeitlang habe beobachten wollen, sei zwar auch jetzt ohne alle ernstern Besorgnisse, wünsche aber, daß Pius sich einer kleinen Kur in seinem Sanatorium unterziehe, das sei entschieden praktischer als die für den Winter geplante Riviera-Reise.

„Diese konventionelle Tour an langweilige Orte, die von Schwindsuchtsbazillen wimmeln, ist mir ohnehin unsympathisch, während die Wiener Luft mir außerordentlich gut bekommt,“ schrieb Pius, „ich habe

daher den Vorschlag des Professors angenommen und siedle für ein paar Wochen in sein Sanatorium über."

Als die Gräfin nach Barkau zurückkehrte, galt Pias erste Frage an Gertrud Rurd Strahlenheim. Er war in der That versetzt worden.

Inzwischen war wieder ein Brief von Pius eingetroffen, worin er mittheilte, daß der Professor seinen Aufenthalt im Sanatorium nicht mehr für notwendig erachte, er daher eine Privatwohnung genommen habe und dort noch eine kleine Nachkur halten wolle.

Die Gräfin riet zur Heimkehr, bekam jetzt aber nur noch Ansichtspostkarten mit immer neuen Gründen für verlängertes Fortbleiben. Schließlich hörten auch diese kurzen Nachrichten auf. Nach langem, qualvollem Warten telegraphierte die Gräfin.

„Bin wohl auf, Briefe müssen verloren sein,“ lautete die Antwort.

Endlich, als der Winter schon ins Land rückte, kam er heim. Aber der freudige „Willkomm“, den die Gräfin ihm trotz allem entgegenrufen wollte, erstarrte auf ihren Lippen, als Pius ihr gegenüberstand.

„Mein Gott, Pius, wie siehst du aus!“ rief sie, erschrocken in sein blasses, hohläugiges Gesicht starrend.

Er sagte, daß er krank gewesen sei, sie nicht habe ängstigen wollen.

Und dann hatte er eine lange Unterredung mit ihr, bei verschlossnen Türen.

Am nächsten Tage fuhr die Gräfin mit ihm nach Breslau, in „Geschäftsangelegenheiten“.

Als sie zurückkehrten, fühlte sich Pius so elend, daß er das Bett hüten mußte, während seine Mutter blaß, mit rotgeweinten Augen umherging und auf Pias Fragen ausweichend antwortete. Ein paar Tage vergingen. Pius stand wieder auf und ging mißvergnügt und wortkarg im Hause umher.

Eines Abends fehlte er am Familientisch. „Der Herr Graf sei nach der Stadt gefahren,“ berichtete der Diener.

Pia, die eine seltsame Unruhe nicht schlafen ließ, hörte den Wagen lange nach Mitternacht heimkehren, und es war ihr als höre sie auch die gedämpfte Stimme ihrer Mutter im Korridor.

Am andern Morgen rief die Gräfin Pia in ihr Zimmer.

„Ich habe lange mit mir gekämpft,“ sagte die Gräfin. „Jetzt bin ich im klaren über meine Pflicht. Ich muß mit dir sprechen, Pia. Dein Bruder ist ein erwachsener Mensch, über den ich keine Macht mehr habe. Der böse Geist der Wolonskys ist über ihn gekommen. Er ist in Wien in schlechte Gesellschaft ge-

raten und hat gespielt — hoch gespielt — und er hat große Verluste gehabt. Ich war deshalb in Breslau, ich habe alles geordnet, aber die Arbeit vieler Jahre ist dadurch für mich wieder verloren gegangen!“

Pia umschlang ihre Mutter.

„Sei nicht traurig, Mama,“ tröstete sie, „wir wollen still und einfach in unsrem lieben Zarkau weiterleben, wie bisher, vor dem großartigeren Leben, wie du es einrichten wolltest, und vor dem Winter in Breslau habe ich mich nur gefürchtet, und du würdest doch auch keine Freude daran haben!“

Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Mein gutes Kind, all das ist ja nur nebensächlich, wenn es auch schwer genug ist, aber die Hauptsache, das was mich mit grenzenloser Angst erfüllt, ist, daß ich Pius doch nicht vor dem Verhängnis der Wolonskys bewahren konnte. So sorgsam ist er erzogen worden, alles, was ihm verderblich hätte werden können, ist ihm in der ersten Jugend ferngehalten worden. Seine Erzieher haben es ihm vorgehalten und jetzt, wo ich einen erwachsenen Mann in ihm sehen mußte, habe ich es ihm selbst gesagt, woran seine Vorfahren zugrunde gegangen sind. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu warnen und er hat mich ruhig angehört und hat mir gesagt, ich brauchte um ihn keine Sorge zu haben. Und nun ist er in den ganzen Sündenpfuhl,

vor dem ich ihn bewahren wollte, hineingeraten, und wird darin untergehen, wenn du uns nicht hilfst, Pia! Vielleicht nimmt Gott das Opfer an — Kind, mein Kind, ich weiß mir keine andre Rettung! Wenn du dich ganz dem Himmel weihst, Pia, dann gelingt es vielleicht, Pius aus den Teufelsketten zu lösen, in die sein unseliges Blut ihn verstrickt hat. Er ist ja nicht schlecht, er ist noch zu retten — o Pia, Gott hat dir eine große, schöne Aufgabe gestellt, wenn du dein Leben der Fürbitte widmest und den Schleier nimmst.“

Pia war erblaßt, die Hand auf das Herz gepreßt, die angstvollen Augen auf ihre Mutter gerichtet, stand sie vor der erregten Frau, unfähig ein Wort hervorzubringen.

„Du bist fromm, Pia,“ fuhr die Gräfin fort, „es kann für dich nicht schwer sein, du mußt denken, daß Gott selbst dir diese Pflicht auferlegt —“

Da wich der starre Schreckensausdruck aus Pias Zügen, sie glitt zu den Füßen ihrer Mutter herab und barg ihr Gesicht auf ihren Knien.

„Mama, o, Mama, ich kann es nicht!“

„Was sagst du da, Pia?“ Die Stimme der Gräfin klang verändert, scharf, fast hart, „was sagst du da?“

„Ich kann Gott nicht mein ganzes Herz weihen, Mama, weil es mir nicht mehr allein angehört.“

Die Gräfin erhob sich mit einer heftigen Bewegung.

„Das darf nicht sein, Pia, meine letzte Hoffnung auf Rettung steht bei dir. Gott und dein Bruder haben das erste Unrecht an dein Herz! Wie darfst du davon sprechen, daß du einem andren Macht darüber einräumtest? Besinne dich, ich weiß, du wirst das Rechte finden, du wirst deine Mutter und deinen Bruder nicht verlassen um einer sündhaften Liebe willen! Nein, das kannst du nicht, ich weiß es!“

Pia lag weinend auf ihren Knien vor dem Sessel, aus dem ihre Mutter aufgestanden war. Ihr Kopf ruhte in ihren Händen. Sie schluchzte fassungslos.

In einer mitleidigen Regung legte die Gräfin die Hand auf ihr Haar.

„Gott wird dir helfen, das Rechte erkennen,“ sagte sie leise. „Wie könnte es ein Glück für dich geben, wenn Pius zugrunde ginge? Denke daran, mein Kind.“

„Ach, Mama, wie soll ich mit meinen schwachen Kräften das hindern, was du nicht aufzuhalten vermagst?“

„Mein Leben ist verbraucht, mein Kind, ich kann es Gott nicht mehr als Opfer darbringen. Aber wenn du deine Jugend und dein Herz hingibst — ach Kind,

Kind, Opfer und Fürbitte vermag viel, vermag viel leicht alles!“

Pia blickte auf in das leidvolle Gesicht ihrer Mutter.

„Ich will darüber nachdenken, Mama,“ sagte sie endlich leise.

Während dieser Unterredung stand Pius mit einem Pferdehändler im Stall, handelte mit ihm um ein junges Pferd, das verkauft werden sollte, und ließ sich zwischendurch Schnurren erzählen, an denen der vielgereiste und vielgewandte Herr Markus einen großen Vorrat auf Lager hatte. Nach der lustigen Wiener Zeit, in der Pius das Leben in vollen Zügen genossen hatte, langweilte er sich entsetzlich in Zarkau. Die Verwaltung hatte seine Mutter stillschweigend wieder übernommen und er hatte auch keine Lust, sich da hineinzumischen. Die Beschäftigung mit Büchern oder der Verkehr mit den soliden Landwirten der Umgegend war ihm zuwider und reisen konnte er nicht, weil kein Geld da war. So blieben ihm nur die Pferde, die ihn interessierten und die Wirtshäuser der umliegenden kleinen Städte, die er schon von früher her kannte. Nur mußte er diese heimlich besuchen, da seine Mutter ihm jedesmal Szenen machte, wenn sie es merkte. Der Pferdehändler sprach von einem Markt, der am nächsten Tage in einer drei Meilen entfernten Grenzstadt statt-

finden sollte, und Pius beschloß, ihn dorthin zu begleiten.

„Pferde wie die Schnecke und Mädel wie die Puppen gibt's da," sagte Herr Markus, mit der Zunge schmalzend.

Die Gräfin erfuhr den Plan erst im Moment der Abfahrt, Pius hatte das Geld von dem Pferdegeschäft in der Tasche, es war nichts mehr zu ändern.

Als er nach ein paar Tagen heimkehrte, war der alte Hausarzt der Wolonks gerade anwesend. Pius hustete stark, sagte, das habe nichts auf sich, sei nur eine leichte Erkältung, der alte Doktor aber schüttelte den Kopf.

„Wenn der junge Graf seine Lebensweise nicht ändert, kann ich für nichts einstehen," sagte er zur Gräfin.

Diese blickte Pia vorwurfsvoll an, die blaß und still neben ihr saß.

Sie hob den Kopf.

„Und wenn er sich änderte, Herr Doktor, könnte er dann wieder gesund werden?" fragte sie.

„Das will ich meinen, bei der Jugend und der von Hause aus guten Konstitution, die er hat!" sagte der Doktor, und Pia fühlte wieder die angstvollen, bittenden Blicke ihrer Mutter auf sich gerichtet.



IX.

Es war noch ziemlich früh am andren Morgen, als Pia in das Zimmer ihres Bruders trat.

„Pius,“ sagte sie, „ich habe mit dir zu sprechen.“

Er sah sie verwundert an.

„Du?“

Sie nickte. „Du bist erstaunt, weil wir nicht viel miteinander gemeinsam hatten — aber — du bist doch mein einziger Bruder, Pius, und ich habe dich lieb — —“

„Schickt die Mutter dich?“ fragte er plötzlich mißtrauisch.

„Nein,“ erwiderte sie, „ich komme, weil mein Herz mich dazu treibt, weil ich dich sprechen muß!“

„Aber was willst du denn?“

„Ein Versprechen möchte ich haben. Denn ich glaube, wenn du es mir gibst, wirst du es auch halten.“

„Ich kann dich nicht verstehen!“

„Höre mich an! Du weißt, wir sind die letzten Wolonskys, mit uns stirbt unsre Familie aus. An mir ist ja nicht viel gelegen, ein Mädchen ist zu so wenig nütze, und ob ich in der Welt glücklich werden würde, ist so unsicher!“ Ihre Stimme stockte, aber sie überwand die aufsteigenden Tränen und fuhr fort:

„Aber du, Pius, du solltest all die Hoffnungen,

die unsre Mutter auf dich gesetzt hat, erfüllen. Du solltest ein glücklicher, hochstehender Mensch werden, der unsren Namen wieder zu Ehren bringt, und du könntest es, wenn du nur wolltest!“

Seine Stirn rötete sich.

„Liebes Kind, wenn du gekommen bist, um mir Vorwürfe zu machen — —“

Sie ließ ihn nicht ausreden.

„O nein, Pius, Vorwürfe mache ich dir nicht, aber helfen will ich dir! Wenn du mir dein Wort gibst, daß du die Hoffnungen unsrer Mutter erfüllen, daß du alles aufgeben willst, was dir selbst am meisten schadet — ach Pius, es sind so häßliche Sachen, daß ich sie nicht nennen will, aber du weißt ja, was ich meine — wenn du mir das alles heilig versprichst, dann verspreche auch ich dir mein Leben ganz der Fürbitte für dich zu widmen — der Welt zu entsagen —“

„Pia, was soll das heißen? Du willst ins Kloster gehen?“

„Ich will es, wenn ich dein Versprechen habe, Pius!“

Er schwieg einen Augenblick.

Er war im Glauben an die Macht der Fürbitte auferzogen, alles, was Pia sagte, ließ in seinem Herzen Saiten vibrieren, die er verstummen gemacht hatte, die

aber jetzt, wo sie berührt wurden, doch noch tönten. Und sie stand vor ihm, so jung und schön und entsagungsbereit, daß er sich erschüttert fühlte und ihr beide Hände entgegenstreckend rief:

„Nein, nein, für mich sollst du nicht allem entsagen, liebe Pia!“ Er ergriff ihre Hände. „Aber ich will dir das Versprechen geben, auch ohne daß du darum ins Kloster gehst, denn ich fühle es ja selbst: es ist der Fluch der Wolonskys, der mir im Blute liegt, und den ich überwinden muß, anstatt ihm nachzugeben. Ich will ein andrer Mensch werden, Pia, ich verspreche es dir, hörst du, ich verspreche es dir!“

Sie hatten beide Tränen in den Augen und sahen sich durch diese Tränen lächelnd an.

„Aber wirst du auch die Kraft haben, Pius, wenn ich das Opfer nicht vollbringe?“ fragt Pia leise, und in diesem Augenblick war ihr Herz so opferbereit, daß sie meinte, auch ihre Liebe ohne Murren dahingeben zu können, um ihr Rettungswerk zu vollenden.

„Ich werde an dich und an das, was du für mich tun wolltest, denken, Pia, das wird mir helfen!“

Sie umarmten sich.

„Wir werden beide diese Stunde nie vergessen,“ sagte Pia und Pius drückte bekräftigend ihre Hand.

Aber — nach ein paar Wochen vergaß er sie doch. Die Tage in Zarkau verflossen zu eintönig und in Pius

pulsierte eine gärende Unruhe, die ihn dem alten Leben wieder zutrieb, gegen seinen Willen.

Pia hatte sich in der ruhigen Zeit, die ihrer Aussprache mit ihrem Bruder folgte, so an Pius angeschlossen, daß die Wandlung ihr natürlich nicht lange verborgen bleiben konnte. Anstatt aber ihm Vorwürfe zu machen, richtete sie ihre Anklagen gegen sich selbst, und ihre Mutter unterstützte sie dabei. Es war ihre Aufgabe, Pius zu erlösen — sie hatte ihr Opfer nicht gebracht, und so fiel er zurück in die Versuchungen anstatt sie endgültig zu überwinden.

Als Pius eines Abends von einer seiner unheilvollen Fahrten heimkehrte, theilte seine Mutter ihm mit, daß Pia abgereist sei, um das Novizenjahr im Kloster von X. anzutreten.



X.

Pius hatte eine schlechte Nacht gehabt. Als er aus unruhigem Halbschlummer am Morgen erwachte, hatte er das Gefühl, daß ein Unglück geschehen sei; er mußte sich aber erst darauf besinnen, was es war. Er sprang auf. Jetzt wußte er es. Pia war ins Kloster gegangen und er mußte sie von dort zurückholen, denn sie liebte Strahlenheim, der gewiß einmal eine

gute Karriere machen und sie dann heiraten würde. Pius sagte sich das laut vor, während er sich anzog. Er wiederholte es, während er in seinem Zimmer auf und ab ging. Aber das bestimmte Gefühl des Helfenmüssens, das er beim Erwachen gehabt hatte, kam ihm dabei abhanden.

Die Sache mit Strahlenheim war doch sehr unsicher — und das Kloster war eine gute Zuflucht für arme, vornehme Mädchen.

Plötzlich schlug er sich vor den Kopf.

„Was bin ich für ein erbärmlicher Kerl,“ stöhnte er, und sank wie vernichtet in einen Sessel, die Augen mit der Hand bedeckend. Alle Liebesworte seiner Schwester fielen ihm ein. Es war unerträglich!

Der Diener, der das Frühstück brachte, unterbrach ihn in seinen trüben Gedanken.

Er schickte den Menschen fort. Das Frühstück widerte ihn an, obgleich die Kehle ihm trocken war und er ein brennendes Durstgefühl empfand.

Er trat an einen verschlossenen Schrank, öffnete ihn und entnahm ihm eine Flasche, aus der er ein paar Züge trank. „Kann ich dafür, daß ich das bedarf?“ murmelte er. Und dann rechtfertigte er sich selbst. „Nein, ich kann nichts dafür, denn das liegt mir im Blute. Aber jetzt braucht nur die Mutter zu kommen, dann gibt es wieder eine Szene.“

Er drehte in der Stubentür den Schlüssel um und setzte die Flasche noch einmal an den Mund.

Jetzt fühlte er sich wohler, aber nun begannen die Selbstvornwürfe wieder.

„Ich bin ein elender Mensch, das Mädel geht ins Kloster für mich, und ich — und ich —“

Plötzlich kam ihm die Vorstellung, seine Mutter könnte ihn rufen lassen. Nur das nicht — nur jetzt nicht.

Er griff nach seinem Hut und eilte hinaus.

Draußen bestellte er sein Pferd. Nur fort wollte er, nur aus der Nähe seiner Mutter fort, die von Pia sprechen würde, und fort aus dem Hause, wo alles ihn an Pia erinnerte.

Draußen würde er sich wohler fühlen und er würde vielleicht auf bessere Gedanken kommen.

Sein Pferd nahm den ihm wohlbekannten Weg nach der nächsten kleinen Stadt auf, und er ließ es gehen, er wollte ja nur fort. Der Durst, der ihn wieder zu quälen begann, trieb ihn dem Wirtshaus zu.

Er hatte dabei das niederdrückende Gefühl seines Unwertes, aber er empörte sich nicht mehr dagegen, sondern ließ sich mit dumpfer Gleichgültigkeit darein versinken.

Das Wirtshaus war zu dieser Tagesstunde noch ziemlich leer.

Pius setzte sich an einen der Tische und der Kellner, der ihn und seine Wünsche schon kannte, setzte schweigend eine Flasche Kognak und ein Glas vor ihn hin.

Pius trank. —

„Mein Versprechen habe ich doch nicht halten können, nun ist schon alles gleich,“ sagte er sich. Dabei konnte er mit seinen Gedanken nicht von Pia loskommen. Plötzlich sah er den Tisch in Bacholi's Wohnung vor sich, auf dem die tote Anna lag. Es war aber nicht mehr die Anna — Pia lag dort und jemand sagte, daß sie tot, und daß er schuld daran wäre.

„Kellner,“ rief Pius, „der Kognak taugt nichts, bringen Sie mir 'was Stärkeres — Branntwein, aber stark, stark muß er sein!“

Da trat jemand an seinen Tisch.

„Haben Sie recht, Herr Graf, Branntwein ist ja gut — trink' ich auch Branntwein —“

Bacholi setzte sich neben ihn.

Pius runzelte die Stirn. Er hatte Bacholi nicht wiedergesehen seit dem Tode der Anna.

„Ihr seid es? Wer hat Euch gerufen?“

Bacholi grinste.

„Nu, gerufen gerade nicht! Aber weil hat geschrien Herr Graf, Branntwein! Nu, sag' ich ja auch, Branntwein!“

Der Kellner hatte inzwischen eine neue Flasche gebracht und stand jetzt mit einem Kollegen flüsternd und nach den beiden hinschielend hinter dem Schenktisch.

Bacholi sah heruntergekommen aus und seine Hand zitterte wie die eines Gewohnheitsstrinkers, als er das Glas zum Munde hob. Pius starrte über die Flasche hinweg zum Fenster hinaus.

„Ihr habt die Anna totgeschlagen,“ murmelte er.

Bacholi sah ihn giftig von der Seite an. Er schien schon anderwärts getrunken zu haben, denn er war nicht mehr ganz klar.

„Fängst du davon an,“ zischte er, leise sprechend, „du hast sie ja gerade so gut totgeschlagen, wie ich, und war so gutes Mädel, so hübsches Mädel —“ seine Stimme klang weinerlich. „So hübsches Mädel!“ wiederholte er. Pius nickte. Die zornige Anwandlung, die er empfunden hatte, als Bacholi sich zu ihm setzte, war verflogen. Das war doch noch 'mal einer, der die hübsche Anna gekannt hatte, der von ihr sprach. Warum sollte der nicht neben ihm sitzen?

Bacholi schien jetzt ebenso versöhnlich gestimmt. „Muß man sich ja nicht grämen, hilft nichts,“ sagte er. Und schweigend goß er wieder ein und füllte auch Pius Glas. So saßen sie nebeneinander und tranken Vergessenheit.

Durch Pius Kopf schwirrten wirre Gedanken, die Vergangenheit und Gegenwart durcheinander mischten. Und es war, als flögen ähnliche Vorstellungen durch Pacholis Hirn, denn er hob das Glas in seiner zitternden Hand und sagte lallend:

„Der hat ja besser getrunken, wie alle andren, der alte Graf, der Groß—va—ter — ja, der, der Amand Wolonsky!“

Da stand Pius mit einer hastigen Bewegung auf. Seine Arme griffen in die Luft, und er sank, schwer mit dem Kopf aufschlagend, vor dem Tisch zu Boden, während ein Blutstrom über seine Lippen drang.

„Blut,“ murmelte Pacholi schauernd, mit weit aufgerissnen Augen den Liegenden anstarrend, „viel — viel Blut!“

Die Kellner stürzten herbei, man hob Pius auf und trug ihn in ein Nebenzimmer.

Der herbeigerufne Arzt wandte die nötigen Hilfsmittel an, und schnell verbreitete sich die Nachricht in der Stadt:

„Graf Pius Wolonsky hat einen Blutsturz gehabt.“

„Das ist der Anfang vom Ende,“ sagte der Arzt, „menschliche Kunst ist machtlos, der letzte Wolonsky stirbt — am ‚Leben‘!“



Epilog.

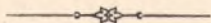
Jahre sind vergangen, seit die wappengeschmückte Steinplatte sich über dem Grabe des letzten Wolonsky schloß.

Die alte Gräfin lebt als weltliche Hospitantin in einem Frauenkloster.

„Ich habe meine Pflicht getan,“ sagt sie, „Gottes Wille war es nicht, daß die Wolonskys noch einmal aufblühen sollten.“

In Schloß Zarkau aber haust ein neues Geschlecht, dessen Stammutter Pia Wolonsky ist. Nachdem sie das Wolonskysche Blut soweit überwunden hatte, daß sie opfermutig bereit war, den „Willen zum Leben“ zu verneinen, hat Kurd Strahlenheims Liebe sie dem Leben zurückgegeben, dem Leben, das gleichbedeutend ist mit dem „Wirken, solange es Zeit ist“.

Und in dem Bannkreis von Liebe und Arbeit, den er und sein junges Weib um sich gezogen haben, werden ihre Kinder lernen, die überschäumende Lebenslust der Wolonskys in Arbeitskraft und Schaffensfreude umzusetzen, und den „Willen zum Leben“ als neue „Herrenmenschen“ fröhlich zu bejahen.



Franzisches.





Es war der Sonntag vor Pfingsten. Der Bauer Solowsky war mit seiner jungen Frau in der Kirche. Seine erwachsene Tochter aus erster Ehe, die Rouja, saß in der Stube des altoberschlesischen, ganz aus braunen, mächtigen Holzbalken zusammengefügtten Hauses und fütterte den Franzisckel, ihr Halbbrüderchen. Der dreijährige Blondkopf saß auf Roujas Knien, sperrte den roten Mund auf wie ein hungriger Vogel, und strampelte dann, wenn er auf beiden Beinen laute, vor Vergnügen mit den drallen Beinchen. Das Haus stand an einem Abhang. Gleich hinter dem schmalen Garten sicherte der Bach, der in diesem an Regen armen Frühjahr fast ausgetrocknet war, über das steinige Geröll hin, das er bei jedem Gewitterregen vom Berge herabbrachte; denn so harmlos das Wasser jetzt aussah, so wild und brausend konnte es werden, sobald der Himmel seine Schleusen öffnete. Jetzt stieg ein junger Bursche trocknen Fußes über das Geröll hin,

bis er an dem niedrigen, blau eingefassten Fenster des Holzhauses stand. Er drückte sein Gesicht dicht an das Glas.

„Die Kröte von Jungen,“ murmelte er, „wenn die nicht wäre!“

Kouja drehte dem Fenster den Rücken zu.

„Hast du genug, Franzisšek?“

Der Junge nickte und lachte sie vergnügt und befriedigt an.

„So geh und spiele.“

Sie stand auf. Da sah sie Pietrek hinter dem Fenster stehen. Sie wurde rot bis unter das hellblonde Haar, das sie sonntäglich glatt gescheitelt und in zwei festen Zöpfen im Nacken aufgesteckt trug.

„Jesus, Maria,“ murmelte sie, während sie der Tür zuschritt, denn das Fenster war noch vom Winter her mit Moos und Nägeln fest verschlossen. Der Oberschlesier von alter Art hält nichts vom Lüften.

„Was willst du, Pietrek?“ redete sie den Burschen an, der ihr an der Tür entgegenkam.

„Dich, du weißt's doch!“

„Der Vater leidet's nicht!“

„Was kümmert's uns? Du willst mich, wie ich dich will, und der Vater hat mich von Kind an gekannt und hat immer was auf mich gehalten, bis der verdammte Junge, der Franzisšek kam, an dem er einen

Narren gefressen hat und dem er alles allein zustecken will. Damit der Franzischef mal mehr kriegt, sollst du nicht heiraten und sollst womöglich ins Kloster gehn — —“

„Ach, der Vater hat ja schon mit der Frau Oberin gesprochen, und er und die Frau reden so viel, daß es doch so'n heiliger Beruf ist — aber wenn ich daran denke, daß ich fort von hier sollte, und daß ich dich nicht wiedersehen sollte und den Franzischef...“

„Na, das hätte noch gefehlt, daß du mich und den Franzischef zusammen nennst!“

„Aber er ist doch so ein kluges und gutes Kind.“

„Und seitdem er da ist, wirfst du wie eine Magd gehalten, in die Kirche kommst du nicht, zum Tanz kommst du nicht — immer mußt du bei dem Bengel sitzen, während der Alte sich mit der jungen Frau amüsiert.“

„Ich tu's doch gern, Pietrel.“

„Geh, geh. Du bist ein dummes Mädel, hast du denn den Franzischef lieber als mich?“

Sie schlang beide Arme um seinen Hals. Er riß sie ungestüm an sich.

„Siehst du wohl, daß du mich willst!“

Da erhob sich ein mörderisches Geschrei vom Rinn-
sal des Baches aus, daß Kouja sich erschreckt losmachte
und mit dem lauten Rufe: „Franzischef“ durch den Gar-

ten eilte. Pietrek folgte ihr mit einem bitterbösen Gesicht. Er sah, wie Rouja das Kind aufhob, das weinend zwischen den Bachkieseln lag, mit denen es gespielt hatte, wie sie die Schürze in das seichte Wasser tauchte und die blutige Schramme abwusch, die der Kleine sich geholt hatte; und das war ein Herzen und Küssen...

„Ich hasse die Kreatur,“ murmelte der Pietrek, „ohne den Jungen wäre die Rouja längst mein Weib. Wenn er sich doch den Hals gebrochen hätte, der Schreihals!“

Von der Kirche her klangen die Glocken und verkündeten das Ende des Gottesdienstes. Rouja kam eilig die ausgetretenen Stufen herauf, die zum Garten führten.

„Geh jetzt, Pietrek,“ bat sie, „der Vater muß gleich zurückkommen, es ist besser, er sieht dich nicht.“

Pietrek blickte finster vor sich hin.

„Ich hab's satt, das ewige Verstecken, grade als meinte ich es nicht ehrlich.“

Sie hatte das Kind zur Erde gestellt und nahm Pietreks Hand. „Sei gut, habe Geduld, und, was ich dir schon immer sagen wollte, bitte, tue es mir zuliebe, setze mir keinen Maibaum vor die Tür zum Fest, ich weiß ja, wie du es meinst, aber der Vater ist so heftig, wenn er erst böse wird...“

„Mama!“ rief Franzischeck, und stolperte der Dorfstraße zu, auf der jetzt die heimkehrenden Kirchgänger sichtbar wurden.

„Geh, geh,“ bat Rouja, und drängte Pietrek die Stufen hinab. „Und setze mir keinen Maibaum.“

Und Pietrek ging, unzufrieden mit sich und mit Rouja, am meisten mit Franzischeck. Eins aber stand fest bei ihm, den Maibaum würde er sich nicht nehmen lassen. Alter Sitte gemäß binden die jungen Burschen dieser Gegend eine Fichtenkrone an eine lange, mit Bändern und bunten Papierstreifen geschmückte Stange, die sie vor der Tür ihrer Auserwählten in der Nacht, die dem Pfingstfest vorangeht, aufstellen. Und die längste Stange, deren er habhaft werden konnte, wollte Pietrek zu seiner Huldigung nehmen, daß man seines Herzens Meinung weit und breit erkennen sollte.

Wer aber am Pfingstmorgen nächst Rouja den Maibaum zuerst bemerkte, das war Franzischeck. Er krächte und jauchzte, während er sein Stumpfnäschen am Fensterglas plattdrückte, bis der Bauer zu ihm trat, um nach der Ursache seiner Freude zu sehen.

„Rouja!“ rief der Bauer, und die Zornader schwell ihm auf der Stirn. Rouja war zum Brunnen gegangen, um Wasser zu holen. Die Bäuerin, die am Herde das Frühstück bereifete, seufzte laut: „Ja, ja, die jungen Leute!“

Der Bauer ging mit bösem Gesicht hinaus und trat seiner Tochter entgegen.

„Was ist das für ein Narrenbaum? Welcher Hundsfoth hat ihn hergeschleppt?

Rouja zuckte die Achseln und ging an ihm vorüber, ihre Wasserkannen, die sie an einem Holzjoch über den Schultern trug, balancierend.

„Lauf nur,“ schrie der Bauer ihr nach, „ich weiß allein, was ich zu denken habe, und nun wird's Zeit, daß ich ein letztes Wort mit dem Pietrek rede.“ Er holte die Art hinter dem Ziegenstall hervor, ging auf den Maibaum an und zerhieb ihn in kleine Stücke. Die sammelte er in einen Holzkorb, setzte ihn auf eine Schubkarre und fuhr damit zum Hofe hinaus. Er fuhr bis vor das Haus, in dem der Pietrek wohnte, und ließ ihn heraustrufen. Und kaum erschien er unter der Haustür, da begann der Bauer seinen Korb zu leeren, indem er die einzelnen Scheite, an denen zum Theil noch Bänder und Papiersegen hingen, über den Zaun warf, dem Pietrek vor die Füße.

„Du kannst dein Brennholz behalten,“ sagte er dabei, „ich habe selber welches! Wenn du mir aber noch einmal solches Zeug bringst, da mach ich Knüppel daraus und zerhaue sie dir auf dem Rücken! Verstanden?“ Damit flog die letzte Holzladung polternd über den Zaun. Aber jetzt stand der Pietrek auch schon

an des Bauern Seite, und er blickte weder freundlicher noch sanftmütiger darein als der Alte.

„Wenn's nicht um die Rouja wäre, probierte ich gleich mal dein Brennholz als Knüppel,“ schrie er den Bauern an, „und ich denke, meine Arme nehmen es mit deinen schon lange auf! Aber weil's um die Rouja ist und du der Vater dazu bist, sage ich es dir noch einmal im Guten: richte uns die Hochzeit aus, und ich will dein Brennholz da vergessen!“

„Ich, die Hochzeit?!“ schrie der Bauer dagegen; „was denkst du dir denn? Da sehe mir doch einer diesen Habenichtz, dieses Hundebkut an!“

„Ich bin kein Hundebkut, ich bin ein ehrlicher Arbeiter, und ich verdiene in der Fabrik täglich zwei Mark fünfzig Pfennig, und nächstens komme ich auf drei Mark. Da kann unsereiner schon lange heiraten, und ich will heiraten, und ich will die Rouja heiraten, und wenn du noch zehn solche Zuckerbengel hast wie den Franzishef, den verwünschten Rangen, dem du alles zustecken willst und der nur schuld ist.“

Bis hierher hatten Pietreks Wirtin und einige Nachbarn, die sich als Zuschauer eingefunden hatten, noch die Einzelreden verstehen können, aber nun begannen die Streitenden zu gleicher Zeit aufeinander loszuzanken, und dem wüsten Lärm wären am Ende doch Tätlichkeiten gefolgt, wenn die Nachbarn sich

nicht darein gemischt und sie getrennt hätten. Ein Teil brachte den Solowßky auf den Heimweg, der andere hielt den Pietref vor seiner Thür fest; die Männer lachten und die Frauen bekreuzten sich, denn grade begannen die Glocken zur Kirche zu läuten und erinnerten daran, daß es sündhaft sei, den Pfingstmorgen mit Zank und Streit zu beginnen. Über die Dorfstraße aber legte ein scharfer Windstoß und wirbelte weißen Staub vor sich her, und über dem Bergrücken hinter dem Dorf stieg dunkles Gewölk auf. Vorigen Sonntag war schon eine Prozession zum Wallfahrtsort auf dem Berge hinaufgestiegen und hatte um Regen gebeten. Nun standen die Leute vor der Kirchthür, sahen nach den Wolken über dem Berge und nickten einander zu. Diesmal kommt's, der liebe Gott hat ein Einsehen. Und es kam noch während des Gottesdienstes. Der Regen, der so lange auf sich hatte warten lassen, ergoß sich nun in solchen Strömen, daß die Dorfstraße schon nach einer Stunde einem gelben Fluß glich und die Leute Mühe hatten, nach Hause zu kommen.

Pietref war an diesem Morgen nicht ausgegangen. Der Auftritt mit Roujas Vater hatte ihm die Lust dazu verleidet. Am Nachmittage, als der Regen aufgehört hatte, verließ er endlich das Haus. Allenthalben rieselte das Wasser in Rinnen und Gräben, und vom Berge herab rauschte und brauste es in gelben Wasser-

massen, wo nur ein Weg zu Tale führte. Der Bach war stark angeschwollen, das Wasser schäumte und brodelte ordentlich um die Steine, die im Rinnthal lagen. Mißmutig ging Pietrek zwischen all dem Rauschen und Rieseln dahin. Er fühlte, sein letztes Wort mit Kouja's Vater war noch nicht gesprochen. Aber es war nun Zeit dazu, und einen vernünftigen Grund, ihm die Tochter zu verweigern, hatte der alte Solowsky nicht. Pietrek, der auf die gesunde Kraft seiner Arme vertraute, meinte, er könne wohl sein Weib allein ernähren, und erwog, ob es nicht ausschlaggebend bei dem Alten sein sollte, wenn er erklärte, er verlange keine andere Mitgift, als was der Bauer seiner Tochter auch ins Kloster hätte mitgeben müssen, und er wolle im übrigen verzichten. Ihm wäre es recht gewesen — wenn er nur die Kouja hatte, und wenn sie eine arme Magd gewesen wäre, er hätte sie genommen. Aber dann fiel ihm wieder der Franzischeck ein; wegen des Jungen sollte die Kouja verzichten auf das, was ihr zukam? Der Bohn stieg heiß in Pietrek auf. Nein, und tausendmal nein, dem Jungen wick er nicht. Drüben, auf der andern Seite des Baches, stand das Holzhaus Solowskys — Pietrek hatte unwillkürlich diese Richtung eingeschlagen. Er sah hinüber; da klangen dumpfe Schläge vom Solowsky-Hofe, dazwischen ein Schreien von Weiber-

stimmen. Dann wieder die Schläge, als ob Holz gehackt würde. Arbeiteten sie drüben, heut am Feiertage, und zankten dabei? Pietrek konnte nicht klug daraus werden.

Als der Bauer Solowßky am Morgen mit seiner leeren Schubkarre nach Hause gekommen war, hatten die Glocken zur Kirche geläutet. Solowßky hatte noch nicht gefrühstückt, er war verärgert und war auch noch nicht zur Kirche angezogen. Die Frau und die Kouja standen in Feiertagskleidern vor der Thür und weinten, aus verschiedenen Gründen, aber mit gleicher Ostentation. Franzisšek spielte vergnügt in der Ofenecke mit des Vaters Holzschuhen.

„Geht in die Kirche, marsch,“ schrie Solowßky die Weiber an, „ich will mein Frühstück und meine Ruhe! Macht, daß ihr fortkommt, und ich will nichts mehr hören!“

Da gingen die beiden, und der Alte blieb mit dem Kinde zu Hause. Solowßky holte aus dem Strohsack seines Bettes eine Flasche hervor. Das war ein besonders feiner Tropfen, den hatte der Wirt des Kretschams ihm neulich aufgeschwakt. Nun wollte er prüfen was daran war. Die Prüfung fiel zu seiner Zufriedenheit aus. Das Wässerchen wärmte angenehm im Magen, schmeckte gut und man kam dabei auf andere Gedanken. So saß der Alte bald seinen Ärger ver-

geffend bei der Flasche. Ab und zu sah er nach dem Franzishef, und, weil das Wässerchen ihm gar so gut schmeckte, gab er auch dem Kinde davon zu kosten. Aber Franzishef verzog sein Mäulchen, schüttelte sich und lief zurück zu seinen Holzschuhen. Solowsky lachte: „Warte nur, wirst du erst größer, wirst du auch flüger!“

Als die Frauen zurückkehrten, war die Flasche leer und Solowsky ging von der stillen Vergnüglichkeit, in der er sich zuletzt befunden hatte, bei Roujas Anblick plötzlich zu einer andern Stimmung über. Er zankte und wetterte, und als sie widersprach, sperrte er sie in eine Bodenkammer ein, in der sie grade ihren Sonntagsstaat, den der Regen durchnäßt hatte, aufhängen wollte. Nachdem er erst Geschmack daran gefunden hatte, den Herrn zu spielen, setzte er die Übung seiner Frau gegenüber weiter fort, und als diese in ihrem Widerspruch noch energischer wurde als Rouja und ihm seine Trunkenheit vorwarf, über die er vergessen habe, das Vieh zu füttern, da stieß er sie in den Stall, schloß die Thür hinter ihr und steckte den Schlüssel in die Tasche. Sie klopfte aus Leibeskräften an der Thür, er aber stimmte ein Lied, das er noch von seiner Soldatenzeit her behalten hatte, im Ton eines Streit- und Siegesgesanges an, suchte alles, was noch trinkbar im Hause war, zusammen, und trank Schnaps und

Bier, bis er zwischen den leeren Flaschen, den Kopf auf den Tisch gelegt, fest einschlief. Franzischeck hatte inzwischen Semmel und Pfefferkuchen, die Rouja ihm beim Fortgehen zugesteckt hatte, aufgeessen und die Holzschuhe hatten für ihn den Reiz der Neuheit verloren. Er sah sich nach einem neuen Spielzeug um. Der Vater hatte die Tür offen gelassen. Franzischeck schlüpfte hinaus und es machte ihm großes Vergnügen, draußen in den Wasserpfützen, die der Regen zurückgelassen hatte, herumzupatschen. Grade als Pietrek meinte, es sei seltsam, daß man drüben am Feiertage so stark klopste, entdeckte Franzischeck das neue Spiel in den Wasserpfützen. Und plötzlich sah Pietrek, wie die halb offene Brettertür des Gärtchens aufgestoßen wurde und wie eine kleine Gestalt sich dazwischenschob und begann, die Stufen, die zum Bach führten, hinabzुकlettern. Pietrek erkannte sofort den Blondkopf Franzischeck's. „Der Bengel,“ murmelte er, „und allein, auf den schlüpfrigen Stufen, und darunter der wild-auffschäumende Bach.“ Blitzschnell zog es an seinem Geist vorüber, wie oft er gehört hatte, daß ein Kind bei solchem plötzlichen Hochwasser ertrunken war, und eine wilde Freude garte in ihm auf. Der Himmel hatte ein Einsehen, er würde den Franzischeck, den er so überflüssigerweise in das Blockhaus geschickt hatte, aus Pietrek's Wege räumen. Lauernb blickte er hinüber.

Kein Mensch ließ sich sehen, und er, der Pietref, würde gewiß nicht rufen und warnen. Franzischeck kletterte, rückwärts kriechend, die Stufen herab, abwechselnd mit den bloßen Beinen strampelnd und vergnügt mit den Händchen auf die nassen Stufen patzend. Wie geschickt der Bengel war! Er kam wahrhaftig ohne auszugleiten bis hinunter. Pietref's Augen waren weit geöffnet, in fieberhafter Erregung. „So eine Kröte,“ murmelte er, „so eine Kröte.“ Franzischeck stand jetzt am Bach und sah sich das schnellfließende Wasser erstaunt an. Er hob einen Stecken auf, der ans Ufer gespült war, und begann damit auf das Wasser zu schlagen.

„So recht,“ murmelte Pietref. „Schlag nur, bis du selber 'reinfällst. Ich rühr' gewiß keinen Finger um dich — wenn nur kein anderer kommt.“ Scheu blickte er um sich. Aber weit und breit war keine menschliche Gestalt zu erkennen. Als er die Augen wieder Franzischeck zuwandte, stand der Junge im Wasser und griff nach vorübertreibenden Ästen und Holzstücken.

„Recht so, recht so,“ murmelte Pietref — der Atem stockte ihm vor Spannung, jetzt mußte es ja geschehen — wenn nur keiner dazukam! Wieder sah er prüfend um sich — da — ein Schrei — ein Plätschern — es fuhr dem Pietref wie ein kaltes Eisen durch die

Glieder. Er schauerte zusammen. „Endlich,“ stöhnte er, „endlich!“

Vom jenseitigen Ufer war Franzischeck verschwunden, aber dort in dem wirbelnden braunen Wasser tauchte sein Blondkopf auf, und der Bach trug ihn mit rasender Schnelligkeit einem großen Steinblock zu, der mitten im Rinnsal lag, und an dem die kleine Gestalt zerschellen mußte. In rasender Schnelligkeit, wie die Wasser des Baches, überstürzten sich die widersprechendsten Empfindungen in Pietreks Seele, und plötzlich — stand er mitten drin in dem wirbelnden Wasserstrudel und kämpfte sich durch mit Einsetzung aller Kräfte, und — ehe Franzischeck den Felsblock erreichte, hatten Pietreks Arme ihn aufgefangen.

Und weiter kämpfte er sich durch — die Zähne zusammengebissen, das Kind fest im Arme haltend, bis sie beide außer Gefahr waren am jenseitigen Ufer. „Du infamer Bengel du!“ brummte Pietrek, und drückte das Kind fast zärtlich an sich. Das lag mit geschlossenen Augen und blassem Gesichtchen auf seinem Arm und Pietrek packte plötzlich die Angst, daß es tot sein könne und daß er sich dann wie sein Mörder vorfinden würde. Er lief, so schnell seine Füße ihn tragen konnten, dem Blockhause zu. Dort wurde es jetzt lebendig. Vorübergehende Nachbarn hatten das Klopfen und Rufen der gefangenen Frauen gehört und

hatten sie befreit. Sofort war Franzisček vermißt worden und Solowſky hatte sich schnell ernüchtert, als man ihm zurief, daß unbewachte Kind sei sicher zum Bach hinabgelaufen und ertrunken.

„Mein Kind, mein Kind, mein Franzisček!“ heulte der Bauer und lief durch den Garten. Da stieg der Pietrek die Treppe hinauf, triefend und frostschauernd und hielt ihm den geretteten Franzisček entgegen, der grade die Augen aufschlug.

„Da hast du ihn, ertrinken konnte ich ihn nicht sehen, aber nun gib mir die Kouja dafür!“

Solowſky nahm seinen Jungen in die Arme und dicke Tränen liefen über seine Backen, er schluchzte wie ein Kind.

„Franzisček, mein Franzisček!“

„Meinen Dank will ich!“ rief Pietrek.

„Du kannst das Aufgebot bestellen!“ sagte Solowſky und trug seinen Jungen in das Haus.

„Hurra, der Franzisček soll leben!“ rief Pietrek, und er vergaß seine durchnästen Kleider so sehr, daß er die Kouja an sich drückte. Sie hat sich auch nicht gewehrt.

Aus den Tagen der Konföderierten.





Auf dem Kirchhofe meines heimatlichen Landgutes steht eine uralte, ganz von Holz gebaute Kirche mit zwiebelförmigem Turmdach. In ihrem Schatten, unter den Zweigen escaumspinnener Bäume, liegen die Familiengräber. Fünf Generationen wurden dort, eine zu Füßen der andren gebettet; und auf jedem Grabstein dieser früheren Gutsherren steht: „geboren zu Warnowiß — gestorben zu Warnowiß,“ und neben jedem ruht die Frau, der er im Leben seinen Namen gab und die die Stammutter der folgenden Generation wurde.

Nur Bogdan von Kertiz, geboren 1740, gestorben 1799, liegt allein.

Und doch war mein Großvater, der nun ihm zu Füßen ruht, sein Sohn. Wo ist die Frau hingekommen, deren Platz hier leer blieb, und die doch längst nicht mehr unter den Lebenden weilen kann?

Ich denke des Bildes, das im Schloß, etwas abseits von den andren Familienbildern hängt. Es stellt eine wunderschöne Frau vor mit dunklen, lebensprühenden Augen, und mit roten Rosen im gepuderten Haar.

„Immerhin, sie war meine Mutter, ihr Bild soll bei den andren Familienbildern hängen,“ hatte mein Großvater entschieden, als er das Gut übernahm und das Bild in einer Kumpelkammer fand, in die es verbannt worden war, und mit seiner festen, etwas verschnörkelten Handschrift schrieb er auf die Rückseite des Bildes:

„Sascha von Kertiz, geborene Gräfin Wozinska, gefallen vor Krakau 1770.“ R. i. p.

Jugenderinnerungen wurden in mir wach, während ich auf die Gräber hinblide, unter denen alle die ruhen, die einst so lebensfroh über diese selbe Erdscholle hinschritten, auf der nun der Enkel steht, um denselben Kreislauf zwischen geborenwerden und hingehen zu vollenden.

Ich weiß noch, wie ein wonniger Schauer mich durchrieselte, als mein Vater mir zum erstenmal jene Inschrift auf der Rückseite des Bildes zeigte.

„Gefallen?“ wiederholte ich, „wie ein Soldat im Kriege gefallen?“

„Ja,“ sagte mein Vater, „sie ging unter die Konföderierten in den polnischen Unruhen. Sie verließ

ihren Mann und ihren kleinen Sohn — aber dieser Sohn hat es selbst auf ihr Bild geschrieben, sie soll in Frieden ruhen. Wir wollen nicht urteilen!“

„Aber wie ist das zugegangen, bitte, erzähle mir von ihr alles, was du weißt, viel, viel!“ bat ich.

Aber mein Vater wußte nur die Tatsachen. Mein Großvater war ein Jahr alt gewesen, als er seine Mutter verlor, hatte also keinerlei persönliche Erinnerungen, und sein Vater hatte nie mit ihm über seine Mutter gesprochen. So gab es also nichts mehr, was an die schöne Sascha erinnerte, als eben der leer gebliebene Platz auf dem Kirchhofe und das Bild.

Ich habe oft vor diesem Bilde gestanden und jedesmal war es, als wollten die Augen mir etwas sagen, etwas Besonderes, Geheimnisvolles, Märchen aus längstvergangnen Tagen. Alle Phantasien meiner jungen Seele legte ich in diese leidenschaftlichen, lebensprühenden und doch so sehnächtigen Augen.

Und die Zeit verging. Eine Bahn wurde gebaut, die das, inmitten der oberschlesischen Wälder abseits liegende Gut mit der Welt verband und in regere Berührung brachte. Die strohgedeckten Hütten des Dorfes bekamen nach und nach rote Ziegeldächer, statt der Holzfeuer, die in den alten Kachelöfen geprasselt hatten, solange ich jung war, war die Kohlenheizung eingeführt worden in Schloß und Dorf, und anstatt der

offnen Herdfeuer, bei denen die Dörflerinnen den selbstgebauteu Flachs gesponnen hatten, brannte nun auch in der kleinsten Hütte die unvermeintliche Petroleumlampe und surrte auch schon hier und da eine Nähmaschine.

Die Zeit verging.

Das hochgieblige gelbgestrichne Herrenhaus, das in den fünfziger Jahren zum Inspektorhause gemacht worden war, genügte nun auch für diesen Zweck nicht mehr und sollte abgebrochen werden.

Der hohe Dachstuhl war in zwei Teile geteilt und in dem oberen Teile sollte sich noch allerlei „herrschaftliches“ Gerümpel befinden, wie die Leute sagten.

„Man möchte das alles verbrennen, es ist doch zu nichts zu brauchen,“ schlug der Inspektor vor. Wahrscheinlich hatte er recht. Aber ich stieg doch noch einmal die schmale, knarrende Bodentriege empor, die ich seit meiner Kinderzeit nicht mehr betreten hatte. Damals nisteten in einem besondren Verschlage des alten Bodens meine Tauben — ab und zu hatte ich wohl auch einmal eine Exkursion durch die übrigen Bodenträume angetreten, um zu sehen, ob unter dem Gerümpel nicht etwas „Interessantes“ wäre. Aber ich hatte nie etwas, das für meine kindlichen Zwecke brauchbar gewesen wäre, entdeckt, und da ich stets meine Röcke voller Staub und Spinnweben herunterbrachte,

schalt meine Mutter jedesmal über den alten Boden und versicherte, sobald sie einmal Zeit haben würde, sollte da oben Ordnung gemacht werden. Dieser Moment war aber nie eingetreten. Der Raum wurde nicht gebraucht und all die zerbrochenen alten Rachein und Möbel, die keinerlei Kunstwert hatten, drei Treppen hinunterzutragen, hätte die Arbeit mehrerer Tage erfordert. So war alles beim alten geblieben. Jetzt kostete es Mühe, das Schloß zu öffnen, denn es war ganz verrostet. Endlich sprang die Thür auf. Da war noch der Verschlag — man hatte aber die Fenster zugefügt, damit nicht wieder Tauben hineinflögen. Daneben durch die angelehnte Bretterthür betrat man den langen, niedrigen Bodenraum, der unter den obersten Sparren des hohen Daches lag.

Wie der Geruch doch unsre Erinnerungen auffrischt! Es roch hier noch geradeso nach altem Holz, Rauch und frischer Luft, wie in meiner Kinderzeit, und beim Betreten des Bodenraumes war mir, als habe die Zeit seither stillgestanden, als sei ich gestern hier gewesen und als müßte meine Mutter schelten, wenn ich hinunterkommen würde. Und nun war ich zum letztenmal hier und sollte das endgültige Todesurteil sprechen über all den alten Kram, der sich vielleicht seit zweihundert Jahren hier angesammelt hatte. Ich ließ alle Fensterlücken öffnen, um besser sehen zu können.

Es war ein Hauf von hölzernen und tönernen Resten hier angesammelt, von dem man nicht begriff, weshalb er einst heraufgetragen worden war. In einer Ecke stand ein Berg von Kisten, deren Inhalt, alte Wirtschaftspapiere und Rechnungen, von Mäusen und sonstigem Ungeziefer halb zerfressen war, und bei der bloßen Berührung Berge von Staub aufwirbelte. Wenn wirklich irgend ein Dokument von Interesse darunter gewesen wäre, so war es gründlich zerstört — das war sicher. Ich ließ die Kisten beiseite stellen, hinter ihnen kam eine wurmstichige, schmucklose Kommode zum Vorschein. Sie lag schief auf zwei Beinen, während die beiden andren abgeschlagen waren. Ich versuchte vergeblich die Schubladen zu öffnen.

„Das alte Ding will ich doch genauer ansehen,“ bestimmte ich, „das soll der Schmied 'mal aufmachen.“

Mein übriger Rundgang ergab nichts von Interesse. Ich kehrte zu der Kommode zurück, die inzwischen geöffnet worden war. Die oberen Schubladen enthielten, wie die Kisten, Wirtschaftspapiere, die von der Zeit fast zerstört worden waren. In der unteren Schublade befand sich ein Blecheinsatz, der gewaltsam geöffnet werden mußte. Auch hier waren Papiere, aber sie waren in gutem Zustande, denn Staub und Ungeziefer hatten nicht eindringen können. Ich ließ den Blechkasten vor eine der offenen Boden-

lufen stellen und nahm die oberen Papiere in die Hand. Eine Bleistiftzeichnung fiel mir daraus entgegen. Ich hob sie auf — ein schöner Mädchenkopf, die Konföderatka, die viereckige polnische Mütze auf dem hochfrisierten Haar, darunter ein paar große, dunkle Augen — meine Hand zitterte vor Erregung — ich drehte das nächste Blatt um: Das gelbe Papier war mit einer feinen Handschrift in französischer Sprache bedeckt, darunter stand etwas schräg geschrieben mit einem kurzen, kräftigen Schnörkel der Name Sascha!

Fast hätte ich aufgeschrien, wie beim Begegnen eines langerwarteten, fast verlorengegebenen Freundes. Die unbeantwortete Frage meiner Kindheit, die phantastische Sehnsucht meiner Jugend — alles lebte wieder in mir auf.

„Alles andre kann verbrannt werden!“ rief ich den Leuten zu, und trug meinen Schatz die drei Treppen hinab. Mir war, als trüge ich die Seele des alten Bodens davon, als habe ich ein lebendiges Wesen aus Schutt und Asche befreit, ein Wesen, das mit mir reden und das ich verstehen würde! Ich schloß mich in mein Zimmer ein. Für die nächsten Stunden wollte ich nur „Sascha“ angehören.

Aber so leicht, wie ich geglaubt, war es nun doch nicht, die so wunderbar wieder ans Tageslicht gekommenen Dokumente zu entziffern. So klar die

Handschrift war, die Buchstaben hatten so eigenartige Formen, daß es fast galt, ein neues Alphabet zu lernen. Und fremdartig, wie die Buchstaben, waren viele Worte, deren Sinn erst durch den Zusammenhang klar wurde.

Die Geschichte meiner Urgroßmutter, die ich geglaubt hatte, in wenigen Stunden aus ihren Briefen erfahren zu können, hat mich wochenlang beschäftigt, ehe ich soweit war, diese alten, französischen Briefe wirklich lesen zu können.

Und zwischen den Zeilen stieg das Bild meines Urgroßvaters vor mir auf, des Mannes, der das offizielle Bild der einst so geliebten Frau in die Kumpelkammer verbannt hatte, und die Bleistiftzeichnung sowie die Briefe als kostbarsten Schatz in einem besonders dafür angefertigten Behältnis aufbewahrte, ohne den Entschluß fassen zu können, sie zu vernichten. Vielleicht hatte seine Hand oft an einsamen Winterabenden, wenn der Schneesturm um das Herrenhaus tobte, diese Blätter vor sich ausgebreitet und aus ihnen heraus die Bilder seiner Jugend erstehen lassen, in deren Mittelpunkt die schöne Sascha stand, der er nicht verzeihen und die er doch nicht vergessen konnte. Von ihm selbst war nicht eine Zeile unter den Papieren. Aber ich weiß durch Familientradition, daß er als zweitgeborener Sohn Offizier und Begleiter eines polnischen Prinzen auf einer Reise ins Ausland war.

Während er sich in Paris aufhielt, starben sein Vater und sein älterer Bruder als Opfer einer verheerenden Typhusepidemie; er mußte den Dienst quittieren und, den Familienbestimmungen entsprechend, Warnowiz übernehmen. In Paris lernte er Sascha Wozinska kennen, und von dorthier sind auch die ersten Briefe datiert.

Im nachfolgenden suchte ich die Briefe Saschas wiederzugeben, so gut daß in der Übersetzung möglich ist.

Paris, 12. März 1766.

Es ist vielleicht nicht korrekt, daß ich Ihnen schreibe — und ganz gewiß ist es unkorrekt, daß ich keine Überschrift über meinen Brief setze. Aber ich kann nicht an Formeln denken und kann Sie nicht in der banalen üblichen Weise anreden, wo mein Herz mich drängt, Ihnen auszusprechen, wie sehr ich das Unglück beklage, daß Sie betroffen hat. Mein Vetter Sirzy Lubowsky, der soeben hier eintraf, sagte mir, daß Ihr Vater und Ihr Bruder einer tödlichen Krankheit erlegen sind und Sie dadurch gezwungen wurden, den Prinzen zu verlassen und Ihr Gut zu übernehmen. O, mein Gott, wieviel Unglück ist da auf einmal über Sie hereingebrochen. Und wie froh haben wir gelacht, als wir auf dem Ball bei Herrn v. Choisenils zusammen

tanzen! Erinnern Sie sich? Wissen Sie noch, welchen unglaublichen Kopfsputz die Marquise Villeneuve trug und wie sie mit Ihnen kokettierte? Doch, verzeihen Sie, von so leichtfertigen Dingen wollte ich heute nicht reden. Ach, ich bin ganz erfüllt von Ihrem Unglück. Sie kamen gewiß so froh von Ihrer Reise zurück — und nun all diese Trauer! Und die Uniform, die Ihnen so wundervoll stand, tragen Sie auch nicht mehr! Ich werde Sie nicht mehr darin sehen, wenn Sie uns auf unsrem Schloß, das so nahe von Ihrer Grenze liegt, besuchen! Das ist sehr, sehr schade, aber besuchen werden Sie uns doch im Sommer, nicht wahr?

Ach, seit Jirzy Dubowsky uns erzählte, wie traurig es bei uns aussieht in meinem geliebten, armen Polen, da scheint es mir Unrecht, daß wir uns hier amüsieren — ich sagte das chère-maman. Aber sie machte ein geheimnißvolles Gesicht, und wenn sie auch glaubt, ich sei noch zu jung, um mit mir über Politik zu sprechen, so merke ich doch, daß wir nicht bloß zum Vergnügen hier sind. Ich glaube, Papa hat eine Mission hier — doch, — davon darf ich natürlich nicht sprechen. Der Prinz Radziwil, als dessen Adjutant Jirzy hier ist, geht im nächsten Monat nach Polen zurück — der ist auch nicht bloß hier, um sich zu amüsieren, wie er die Leute glauben machen will. Ach, es muß ein stolzes Gefühl sein, etwas für sein Vaterland tun zu können.

Wir armen Mädchen! Wir können nur für das Glück Polens beten! Doch, was schreibe ich Ihnen da — Sie sind ja nicht Pole — Sie schwärmen sogar für Ihren neuen König, der Ihr Heimatland der österreichischen Krone entrißen hat und der gar keine Sympathien für Polen haben soll. Das ist ein Punkt, in dem ich Sie nicht verstehe. Aber die Männer urtheilen ja in der Politik anders als wir, und — es ist merkwürdig, trotzdem Sie nicht mein Landsmann sind, ich habe doch stets das Gefühl gehabt, daß ich vor Ihnen kein Geheimnis aus meiner Vaterlandsliebe zu machen brauche, weil Sie jedes wahre und warme Gefühl würdigen; und weil Sie so gut und so ernst sind — nein, ich kann nicht anders, als Ihnen so schreiben, wie es mir eben um das Herz ist! Und mit diesem Herzen bin ich in meinem Vaterlande, wenn ich auch hier lache und tanze und sogar Theater spielen werde. Ja, denken Sie nur, bei der Tante des Prinzen Radziwil wird ein Schäferspiel aufgeführt. Ich bin für die Phillis ausersehen worden und Jirzy Lubowski macht den Damon. Gestern war die erste Probe. Jirzy sieht sehr gut aus in seinem Kostüm von weißer Seide. Ich trage himmelblau mit rosa. Doch, ich merke, ich spreche fortwährend von andren Dingen als die sind, von denen ich reden wollte. So will ich denn diesen Brief schließen und Sie bitten,

zu glauben, daß ich viel weniger leichtfertig bin, als es vielleicht den Anschein hat, und vor allem, daß ich recht von Herzen an Ihrem Kummer theilnehme. Mit dieser Versicherung bin ich

Ihre sehr ergebene

Sascha Wozinska.

Paris, 20. April.

Sehr verehrter und lieber Herr v. Kertitz!

Ihr Brief hat mich so sehr ergriffen und gerührt, daß ich Ihnen sogleich dafür danken muß! Wie kann das unbedachte Gefrigel eines unbedeutenden jungen Mädchens einen so ernstesten und klugen Mann, wie Sie es sind, nur so erfreuen? Ich bin beschämt — aber so dankbar für die gute Meinung, die Sie von mir haben. Ja, es macht mich wahrhaft stolz, daß ein Mann von Ihrem Charakter mir so schreibt, und wenn es Sie freut, daß ich ein wenig gutes Zutrauen zu Ihnen habe, so möchte ich Ihnen gleich sagen: nicht nur das, sondern ich habe ein so volles und festes Vertrauen Ihnen gegenüber, wie ich es für keinen Mann sonst, mit Ausnahme meines Vaters, natürlich, empfinde. Ich weiß selbst nicht, wie das kommt, aber ich fühlte von Anfang an, Sie würden mir gegenüber nie ein falsches Wort sagen. Bei Kirzh, zum Bei-

spiel, weiß ich das nicht so genau. Er ist immer noch hier mit seinem Prinzen, doch, ich will nichts von Jirzy sprechen. Nur das möchte ich sagen, daß ich gar nicht begreife, wie der Prinz Radziwil sich so sehr mit dem russischen Gesandten befreunden kann. Der Prinz ist doch Pole, und wir Polen haben doch gewiß keine Veranlassung, russische Freundschaft zu suchen. Ihnen gegenüber darf ich meine Verwunderung, ja, gerade herausgesagt, mein Mißtrauen gegen diesen Prinzen aussprechen. Jirzy lacht mich aus deswegen und ich wundre mich, daß ich ihm nicht ernstlich böse dafür bin. Neulich sagte ich ihm, er müsse als guter Patriot seine Intimität mit dem Prinzen dahin benützen, daß dieser sich aus dem russischen Bannkreis entfernte. Er sah mich ganz verwundert an und fragte: ob ich eifersüchtig auf die Gräfin Wassilewsky von der russischen Gesandtschaft wäre? Ich war empört. Was geht mich dieser Prinz an? Er hat mich nur interessiert, weil ich glaubte, daß er etwas für Polen tun würde; und da behauptet Jirzy, ich hätte mit ihm kokettiert. Mir schossen die Tränen in die Augen bei dieser Behauptung, und nun bat Jirzy mich in so leidenschaftlicher Weise um Verzeihung, daß es mich ganz verwirrte. Ich erzähle Ihnen das alles, weil Sie so besonders nach Jirzy fragen, und weil mich diese häufigen Mißverständnisse mit Jirzy auch wirk-

lich sehr beschäftigen und ich niemand habe, mit dem ich davon sprechen könnte. Wir streiten uns manchmal so sehr, daß ich die Toten um ihre Ruhe beneiden könnte, und dann kommt die Versöhnung und Jirzy entwickelt eine so hinreißende Liebenswürdigkeit, daß man meint, die ganze Welt durch Rosenschleier zu sehen, und daß man so recht fühlt: das Leben ist doch ein köstliches, herrliches Geschenk! So ruhig froh, wie mit Ihnen, bin ich mit Jirzy niemals. Ach, es war doch schön, als Sie noch hier waren und ich in dem bunten Durcheinander des Gesellschaftslebens einen wahren, zuverlässigen Freund wußte. Leben Sie wohl, und nochmals Dank für die lieben, guten Worte in Ihrem Briefe! Ich bin

Ihre sehr ergebene

Sascha Wozinska.

Paris, den 20. April.

Durch eine besondere Gelegenheit, einen Kurier, den mein Vater nach Warschau schickt, schreibe ich Ihnen heut nur wenige Worte, um Ihnen mitzuteilen, daß wir in vier Tagen abreisen, um nach Schloß Wozibesko zurückzukehren, das heißt, meine Mutter und ich gehen dahin, während mein Vater sich nach Warschau begeben wird. Der Prinz Radziwil reist

am selben Tage wie wir ab. Es hofft Sie in nicht zu ferner Zeit wiederzusehen

Ihre

Sascha W.

Schloß L. k, 20. Juni.

Lieber Herr von Kertiz!

Furchtbares habe ich erlebt, seit ich Ihnen zuletzt schrieb. Sie sehen aus dem Datum, ich bin nicht in Wozibesko, und vielleicht ist das Gerücht der dortigen Schrecknisse bis zu Ihnen gedrungen. Vielleicht haben Sie mir auch geschrieben, aber in diesen unruhigen Zeiten erreichen Briefe ja so selten ihren Bestimmungsort. Doch, ich will erzählen, und damit Sie über mich persönlich beruhigt sind, will ich vorausschicken, ich bin hier auf preußischem Grund und Boden in L. . . . k, wo die Herzogin von Kurland, die, wie wir aus ihrer Heimat vertrieben wurde, Zuflucht gefunden und mich in ihrem Haushalt aufgenommen hat. Wir reisten, wie ich Ihnen schrieb, von Paris ab. Die Wege waren für die Jahreszeit merkwürdig gut und schon am 18. Mai erreichten wir die polnische Grenze und fuhren mit heimatstfrohen Herzen Wozibesko entgegen. Sirzy und sein Prinz hatten sich schon unterwegs in Breslau von uns getrennt; ich war allein mit meinen Eltern

und unsrer Dienerschaft. Bald hinter der Grenze hörten wir beunruhigende Gerüchte. Der schreckliche Repnin sollte mit seinen russischen Truppen polnische Konföderierte in der Nähe aufgehoben haben. Bald bemerkten wir Rauchwolken vor uns. Wir kamen durch ein verwüstetes Dorf und hier hörten wir die erste Schreckenskunde von unsrem geliebten, schönen Bozibesko: die Konföderierten hatten sich, vor den Russen flüchtend, dorthin zurückgezogen, da ihr Führer meines Vaters bester Freund war. Das Schloß war von den Russen erstürmt worden und in Flammen aufgegangen, Papas Freund war im Kampfe gefallen. Meine Eltern hielten sich umschlungen, als diese furchtbare Nachricht ihnen überbracht wurde, meine Mutter schluchzte, mein Vater war totenblaß und vermochte erst kein Wort hervorzubringen. Meine Mutter machte sich los und zog mich an ihre Brust. „Mein armes, armes Kind,“ seufzte sie. Da sagte mein Vater: „Sascha ist eine Polin, sie denkt wie wir! Persönliche Verluste bedeuten nichts gegen die Schmach, daß russische Soldateska ungestraft in unsrem Vaterlande hausen darf, wie in erobertem Gebiet. „Ja, mein Vater,“ rief ich, „und ich bin bereit, jede Entbehrung zu ertragen und jedes Opfer zu bringen, wenn wir eine Möglichkeit gewinnen, uns an den Russen zu rächen und Polen zu befreien!“ Meine Mutter schlug das Kreuz über

mich und mein Vater stand einen Augenblick mit gefalteten Händen da, wie in Schmerz und Gram erstarrt. Dann raffte er sich auf. „Gott beschirme Polen!“ murmelte er. Unsere Leute kamen jammernd herbei. Meine Eltern berieten mit ihnen, was zu tun sei; denn da Wozibesko noch von den Russen besetzt gehalten wurde, konnten wir nicht dorthin zurückkehren. Mein Vater bestimmte, daß die Leute mit unsren Sachen sich nach dem zweiten Gut, das er in der Nähe von Czenstochau besitzt, begeben sollten, während unsre Kammerzofen mit unsrer Garderobe meine Mutter und mich begleiten sollten. Wir wollten über die preußische Grenze zurückkehren und Papa nahm Abschied von uns, um direkt nach Warschau zu gehen. Meine Mutter wußte, daß die Herzogin von Kurland in L.....itz residierte, und da meine Mutter von Alters her mit der Herzogin befreundet ist, so nahmen wir unsren Weg dorthin und baten die Herzogin, uns aufzunehmen. Sie empfing uns ungemein gütig und machte mich zu ihrem Hoffräulein, so daß meine Mutter, beruhigt über mein Schicksal, meinem Vater nach Warschau folgen konnte. Sie können sich denken, mit welcher Spannung ich Nachrichten von ihr erwartete; aber wer weiß, ob ich auch nur in absehbarer Zeit einen Brief bekomme, denn möglicherweise stehen die Russen zwischen der Grenze und Warschau und

fangen alle Kuriere auf. Hier in Preußen gehen die Briefe, wie man mir sagt, ziemlich sicher, und so hoffe ich von Ihnen, bald zu hören. Sind Sie sehr weit von hier? Ich kenne die Geographie dieses Landes gar nicht! Ach, wie vieles hat sich verändert seit wir uns sahen, und was kann in diesen unruhigen Zeiten noch alles geschehen, ehe wir uns wiedersehen! — —

Mein Brief wurde durch eine Botschaft der Herzogin unterbrochen, die mich zu sich beschied. Mir zittert noch die Hand, während ich schreibe; denn, denken Sie, wen ich so ganz unerwartet wieder sah — Jirzy Lubowski stand neben dem Sessel der Herzogin, als ich in ihr Zimmer trat. Er brachte mir Nachrichten von meinem Vater, der noch in Warschau ist und der, als Jirzy abreiste, meine Mutter erwartete. Ganz Polen steht in Waffen! Jirzy ist wieder in Begleitung des Prinzen Radziwil hier; dem Prinzen zu Ehren soll heute abend ein Ball stattfinden. Auf der andern Seite der Grenze schlägt man sich und ich sitze hier mit gefalteten Händen und soll tanzen! Die Herzogin hält sehr viel von dem Prinzen Radziwil und sagte mir, wir Polen dürften viel von seinem Patriotismus und seinen politischen und diplomatischen Talenten erwarten. Die Herzogin ist so klug — so muß ich glauben, daß sie recht hat. Dann könnte ich Jirzy

um seine Stellung bei diesem Prinzen fast beneiden, denn dann hat er sicher in seiner Begleitung Gelegenheit, sich auszuzeichnen und unsrem unglücklichen Vaterlande zu nützen. Wenn ich nur ein Mann wäre — — ach, wenn ich nur für mein Polen etwas tun könnte. Leben Sie wohl, lieber Herr von Kertiz — — nein, ich will diesen Brief noch liegen lassen, um Ihnen noch morgen von dem Ball berichten zu können, damit Sie nicht bloß Trauriges erfahren!

Den 21. Juni.

Mein Gott, wie ist es nur möglich, daß man soviel lachen und tanzen kann, während man sein Vaterland, seine Eltern, kurz, alles Kostbarste, was man besitzt, im Unglück weiß? Ich möchte mir selbst zürnen — aber Jirzy lachte mich aus. „Das Leben gehört den Lebendigen,“ sagte er. Und der Mazurek klang, das Schloß strahlte in Lichterglanz und alle schienen so erfüllt von Zuversicht und froher Erwartung für die Zukunft! Da vergaß auch ich allen Kummer und ließ mich fortreißen. Es waren viele Polen von den verschiedensten Konföderationen bei dem Feste, auch die Starosten von Wielun und von Krzepiz, die in dem benachbarten Städtchen Rosenberg ihren Wohnsitz während dieser unruhigen Zeiten genommen haben, waren erschienen. Nach Tisch wurde der Krakowiaß ge-

sungen und getanzt, und dann trat der Starost von Krzepitz an den Schenktisch, füllte einen altertümlichen Becher bis zum Rande und rief, ihn hochhebend: „Wir alle vereinigen uns wohl in dem Wunsche: nieder mit dem Schwächling Stanislaus Poniatowski, hoch Polen, hoch die Patrioten, hoch die künftige General-Konföderation.“ Alle stimmten in das Hoch ein, die Damen winkten mit Blumen und Tüchern, die Herren schlugen ihre Degen aneinander und umarmten sich. Ein Teil umdrängte den Prinzen Radziwil, von dem man erwartet, daß er sich an die Spitze der General-Konföderation stellen wird, zu der dann die jetzt bestehenden 178 Konföderationen stoßen sollen. Man will Poniatowski, der ganz unter russischem Einfluß steht, zwingen, abzudanken und will einen Würdigeren an seine Stelle wählen. Aber es scheint, daß der Prinz Radziwil einen andren Kandidaten im Sinne hat, als die Starosten von Wielun und von Krzepitz, denn während der Prinz mit den Gästen anstieß, die ihn umdrängten, sah ich die beiden Starosten ihre Pokale erheben und nur miteinander anstoßen; der Staroste von Wielun sagte dabei: dobry trunek na frasunek — was ungefähr bedeutet, dem großen Schmerz der beste Wein — und der Staroste von Krzepitz sah mit einem Achselzucken auf die Gruppe des Prinzen Radziwil hin. Dann tranken beide schweigend ihre Pokale

aus und Jirzy holte mich zum Mazurek, so daß ich keine Beobachtungen mehr machen konnte. In einer Pause erzählte ich Jirzy von dem sonderbaren Trinkspruch der Starosten. Aber er lachte: „Soviel Polen, soviel Meinungen,“ sagte er. „Daß sie mit den Köpfen wackeln, wenn es ihnen Spaß macht.“ Wahrscheinlich hat Jirzy recht damit, daß er den ernstesten Gesichtern der beiden keine Bedeutung beilegt, denn sie haben schließlich die ganze Gesellschaft mitsamt dem Prinzen zu einem großen Fest in ihre augenblickliche Residenz eingeladen. Die Herzogin sagt, sie begriffe gar nicht, wie die Herren das machen wollten, denn das Städtchen habe kein einziges großes Gebäude, und die Starosten wohnen in kleinen Bürgerhäusern. Wir sind alle sehr neugierig, wie dieses Fest ausfallen wird. Doch nun ist es wirklich genug. Nehmen Sie aus meinem langen Briefe, wie wohl es mir tut, mit Ihnen sprechen zu können und geben Sie bald einmal Nachricht

Ihrer

unglücklichen und leider doch
ganz vergnügten

Sascha Wodzinśka.

I ich — das Datum weiß ich nicht!

Nun sind schon wieder 24 Stunden vergangen, seit Sie hier waren. Ach, lieber Freund, wie soll ich Ihnen dafür danken, daß Sie diese weite, anstrengende Fahrt machten, um mir Ihre ritterliche Freundschaft zu beweisen. Ja, ich weiß es, wenn mein Schicksal sich noch trauriger gestalten sollte und ich ohne Hilfe und Schutz dastände, ich dürfte auf Sie rechnen. Ich bin so glücklich, so ruhig in diesem Gefühl und so, so dankbar! Und in 24 Stunden kann man mit Relayperden Ihr Gut von hier aus erreichen! Die Herzogin, an der Sie eine wahre Eroberung gemacht haben, fragte scherzend, ob ich einmal mit ihr eine Landpartie zu Ihnen machen wollte? Wie gern täte ich es, welche Freude wäre es für mich, Ihr altes Schloß, das Sie so anschaulich zu schildern wissen, zu sehen, Ihren Park und die hölzerne Kirche, neben der Ihre Eltern und Großeltern ruhen! Aber die Herzogin scherzte ja nur, und wir können ja auch gar nicht fort, da das Schloß nicht leer wird von Gästen. Es verkehren übrigens noch verschiedene Landsleute von Ihnen bei uns, wenn die Mehrzahl unsrer Gäste auch Polen und Franzosen sind. Und es ist merkwürdig — es hat immer den Anschein, als ob all diese Leute bloß um des Vergnügens willen hier zusammenkämen, jeden Abend wird gelacht, gespielt, getanzt und

getrunken. Aber ich weiß doch, daß die Herzogin politische Fäden spinnt. Und wer könnte ihr das verdenken? Sie und ihr Gemahl sind doch ungerechterweise aus ihrem Lande vertrieben worden — sie haßt die Russen mit gutem Grunde und das macht sie zur natürlichen Bundesgenossin der Polen. Jeden Morgen beten wir zusammen, daß Polen frei und Kurland ihrem Gatten zurückgegeben werden möchte. Ob unsre Gebete Erhörung finden werden? Am ersten September tritt der Reichstag zusammen. Der Prinz Radziwil, der wegen seiner litauischen Konföderation so lange verbannt war, hat nun so klug operiert, daß seine Verbannung aufgehoben worden ist und daß er den Reichstag besuchen kann. Er plant dort, glaube ich, eine große Unternehmung gegen Rußland. Soviel ich verstehe, hängt das mit der General-Konföderation zusammen, von der jetzt soviel die Rede ist. Nun, Gott schütze Polen! Sirzy ist sehr schlechter Laune, ich weiß nicht, was er hat. Sie haben keinen Streit miteinander gehabt, nicht wahr? Doch, ich muß schließen, denn es ist die höchste Zeit Toilette zu machen. Heute abend findet das Fest der Starosten in Rosenberg statt. Leben Sie wohl und glauben Sie, daß Ihre Freundschaft sehr hoch schätzt.

Ihre

Sascha Wodzinska.

1. August 1766.

Heut muß ich Ihnen von dem Fest erzählen. Denken Sie, wie die Starosten sich aus der Affäre gezogen haben: Sie mieteten ganz einfach eine Reihe von Wohnungen aus, ließen Türen durchbrechen und, wegen der Hitze, alle Fenster ausheben, und schmückten die leeren Wände mit Tannengrün und bunten Fahnen. Bänke, Kisten und — ausgeräumte Bettstellen standen an den Wänden entlang und waren mit Decken und Kissen so geschickt arrangiert, daß man gar nicht erkennen konnte, welcher Art die Möbel waren, auf denen man Platz nahm. Das Prunkstück des Abends aber war ein „Freundschaftstempel“, der in dem größten der improvisierten Festräume stand. Der Tempel hatte einen Säulengang ringsum und ein goldnes Dach — in der Mitte stand ein sehr prunkvoller Altar, auf dem ein Feuer brannte, das von zwei schönen jungen Priesterinnen in weißen, silbergestickten Gewändern gehütet und erhalten wurde, und über den Säulen lief ein silbernes Band mit einer transparenten Inschrift in schönen, verschnörkelten Buchstaben, die lautete:

„Der ewigen Freundschaft,
Der unverbrüchlichen Treue.“

Der Staroste von Wielun hielt eine feurige Rede, in der er alle Polen aufrief zu fester, treuer Waffen-

brüderschaft, und mit der er einen wahren Beifallsturm erregte. Ich habe nie eine ähnliche Begeisterung in einer Gesellschaft erlebt. Alle Männer tranken Brüderschaft vor dem Freundschaftsfeuer und, als könnte es gar nicht anders sein, stimmte die ganze Gesellschaft ein Lied zur Verherrlichung Polens an. Ich habe aus ganzem Herzen mitgesungen. Dann begann der Mazurka, und als es zu heiß in den Zimmern wurde, ließ der Starost von Arzepiz die Türen öffnen und der ganze Zug der Gäste marschierte paarweise hinaus, auf dem Marktplatz und dann durch die engen dunklen Straßen. Musik und Fackelträger voran, wir alle hinterdrein; nach und nach wurden alle Fenster in den Straßen hell; die Leute, die wir aus ihren Träumen geweckt hatten, kamen auf die Straße und schlossen sich in ihren Werktagskleidern den geschmückten Festgästen an. Manche schalten vielleicht wegen der gestörten Nachtruhe, aber unsre Herren machten soviel Lärm mit Singen, Schreien und Säbelrasseln, daß man es nicht hörte. Als wir zurückkehrten, war das Feuer im Freundschaftstempel erloschen, denn die Priesterinnen hatten sich dem Zuge angeschlossen. Dafür standen lange, mit den köstlichsten Gerichten bedeckte Tafeln bereit, an denen wir uns niederließen. Leider verlief der Abend aber doch nicht so freudig, wie er begonnen hatte. An der Ehren-

tafel, an der die Herzogin, die Starosten und der Prinz obenan saßen, kam es nämlich zu Meinungsverschiedenheiten in betreff der künftigen Königswahl; denn wenn auch alle darüber einig sind, daß Poniatowski nicht König bleiben kann, so stellte es sich doch heraus, daß die Meinungen über den künftigen König sehr verschieden sind. Einer der Starosten ließ sich in der Weinlaune dazu verleiten, ein Wohl auf die Czartoriskis als die für den Thron bestimmte Familie auszubringen. Da zerschlug der Prinz Radziwil, der in tödlicher Feindschaft mit den Czartoriskis lebt, seinen Pokal. Sirzy behauptet, es sei Zufall gewesen, aber die andren nahmen es nicht so, und ein beispielloser Lärm entstand an der Haupttafel. Bald wurden wir alle mit hineingezogen, denn das Festessen war beendet und die Herren hatten schon alle dem Wein gehörig zugesprochen. Sie verließen ihre Plätze, schrien und gestikulierten gegeneinander, während wir Damen versuchten, sie zu beruhigen. Da wir aber sahen, daß das nichts half, mußte jede sich entschließen, sich für eine von beiden Parteien zu erklären, und da die Herzogin glücklicherweise mit dem Prinzen zusammenhielt, so brauchte ich mich gegen keinen von beiden zu erklären. In vollem Lärm und Streit trennte sich dann die Gesellschaft, einander höhnisch „auf Wiedersehen beim Reichstage“ zrufend. Ich

war sehr niedergeschlagen darüber, daß alle Freude so schnell in Streit, alle Liebe in Haß verwandelt worden war. Aber Jirzy tröstete mich, indem er sagte, wir Polen seien eben alle leidenschaftlich, da sei der Haß so leicht entflammt wie die Liebe. Aber im Ernstfalle würde doch der Patriotismus über allen Einzelhaß siegen und dem gemeinsamen Feinde gegenüber würden auch alle Polen gemeinsame Sache machen. Er sprach gut und klug und war sehr lieb an diesem Abend, während wir zwischen den stillen Wäldern durch die warme Sommernacht zurück nach Dublinig führen.

Schreiben Sie mir bald, oder, noch besser kommen Sie wieder her. Das wäre eine große Freude für

Ihre

Sascha W.

L ig. — — —

Lieber, lieber Freund!

Mir schwirrt der Kopf und mein Herz bebt. Mein Gott, es war so gut von Ihnen, daß Sie wieder hier waren und ich war Ihnen so dankbar! Ich fühlte mich wieder so ruhig, so wohlgeborgen — und nun ist es, als wäre ein Sturm über mich dahingebraust und hätte alles, was ich dachte und fühlte, fortge-

rissen, daß ich nur noch eines denken kann! Aber nein, das ist nicht wahr, denn ich denke auch noch an Sie und an Ihre Freundschaft und flüchte mich zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, wie das alles gekommen ist! Sie wissen, daß am Tage, nachdem Sie uns verlassen hatten, auch der Prinz und Jirzy abreisen sollten. Ich war in meinem Zimmer und — dachte an Sie und an den wunderbar wohlthuenden Einfluß, den Sie auf mich ausüben; und ich war traurig, denn ich hatte nach Ihrer Abreise einen heftigen Wortwechsel mit Jirzy gehabt. Da klopft es, und auf mein „Herein“ tritt Jirzy in mein Zimmer. Ich war erschrocken und ein wenig unwillig, denn es schied sich nicht für mich, den Besuch eines Herren allein zu empfangen, selbst wenn dieser Herr ein Verwandter ist. Jirzy ließ mir aber nicht viel Zeit zum Überlegen. Er trat schnell auf mich zu und ergriff meine beiden Hände.

„Ich ertrage das nicht länger,“ sagte er, „ich weiß, du zürnst mir, weil ich vorhin heftig wurde, es muß einmal Klarheit zwischen uns werden. Ich gehe morgen mit dem Prinzen zu den Konföderierten von Krakau — die nächsten Tage bringen uns vielleicht schwere Kämpfe, bringen mir vielleicht den Tod — da sollst du wissen, daß in meiner Seele nur zwei Dinge leben: die Liebe für Polen und die Liebe für dich! Ich

trenne beides nicht und werde für beides zugleich kämpfen, aber ich muß wissen, wie du zu mir stehst, ich muß wissen, ob du noch eine gute Patriotin bist —“

Ich schrie auf. „Wie darfst du mir von Liebe sprechen, wenn du einen solchen Zweifel hegst!“ rief ich. Da brauste alles, was er gedacht, gefühlt, gelitten hatte in stürmischen, heißen Worten über mich dahin, es war wie ein Wirbel, der mich erfaßte und fortriß. Als ich mich auf mich selbst besann, lag ich in seinen Armen!

Nun ist er fort — mein Held, mein Verlobter! Wie er seine Liebe zu mir und zu unsrem Vaterlande verschmilzt, so denke auch ich an ihn, der sein Leben daransetzen wird für Polen und für unsre Zukunft, und zugleich an die große, heilige Sache, für die er kämpft; und meine Liebe soll ihn in diesem Kampfe widerstandsfähiger, begeisterter machen. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die ich nie mehr missen möchte, und denken Sie meiner!

Sascha Wodzinśka.

L. iz, 1. September.

Sie haben mir nicht auf meinen letzten Brief geantwortet. Erhielten Sie ihn nicht? Ich beauftrage mein Bild, das ich diesen Zeilen beifüge, Sie an mich zu erinnern. Ein junger Künstler, den die Herzogin

protegiert, weist hier, er hat zwei Zeichnungen von mir gemacht. Ich schickte Jirzy die eine — die andre sollen Sie haben. Diese wird ein stilles Plätzchen auf Ihrem Schreibtisch in Warnowitz finden und wird dem einsamen Gutsherrn erzählen, daß ich seiner in treuer Freundschaft gedenke. Die andre wird in das unruhige Treiben des Reichstages kommen, der heut in Warschau zusammentritt, um das Schicksal Polens in bessere, glücklichere Bahnen zu lenken. Mögen gute Nachrichten mir auf beide Bilder antworten! Das wünscht von Herzen

Ihre ergebene

Sascha Wodzińska.

U. 13, September.

Dank, tausend Dank für Ihre guten Worte, mein teurer Freund. Aber — wie soll ich das verstehen, daß Sie mir schreiben, mein vorletzter Brief habe Sie ins Herz getroffen. Und so innig Sie auch wünschten, daß meine Zukunft sich glücklich gestalten möge, so hätten Sie doch nicht die Worte finden können, um mir das auszusprechen? Lieber, lieber Freund — nein, ich will nicht weiter darüber nachdenken, ich will nur fest glauben und vertrauen, daß Sie mein Freund bleiben! Ich kann wohl Freundschaft und Teilnahme brauchen, denn mein Herz ist so voll von

Sorge. Mein Vater ist nicht in Warschau beim Reichstage. Meine Mutter schreibt sehr besorgt. Gott behüte uns vor einem neuen Unglück! Bleiben Sie der Freund

Ihrer treu ergebenen

Sascha W.

Nachschrift. Mein armer, geliebter Vater ist bei einem Zusammenstoß mit Nepnins Barbaren gefangen worden! Soeben kam ein Brief meiner Mutter mit dieser Schreckenskunde! Mein unglücklicher Vater wird nach Sibirien transportiert, obgleich er verwundet ist, und meine Mutter will ihm folgen, damit er auf dieser furchtbaren Reise nicht alle Hilfe und Pflege entbehrt. Mein erster Gedanke war, mich ihr anzuschließen, aber die Herzogin weigert sich entschieden, mich zu entlassen und stellt mir vor, daß die Wege so unsicher sind, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach meine Eltern gar nicht erreichen würde!!

S.

2. Oktober.

Ich bin ganz gebrochen! Ein Verwandter der Herzogin brachte uns Nachricht vom Reichstage. Alle unsere Hoffnungen sind vernichtet, Prinz Radziwil ist ein Verräter, der sich durch russische Versprechungen hat blenden lassen. Öffentlich hat er sich zur Sache der

Dissidenten bekannt — denken Sie nur, er, den man bisher für einen guten Katholiken halten durfte! Wenn Ihr König für diese Reher eintritt, so kann ich ihm nicht so sehr zürnen, denn er ist ja selbst ein Reher! Aber ein Pole, ein guter Katholik — können Sie das verstehen? Ach, ich fürchte, Sie denken etwas lau in dieser Beziehung, denn obgleich Sie selbst ja auch Katholik sind, schwärmen Sie doch für diesen König Friedrich, der die bösesten Dinge über die Religion gesagt hat. Doch nicht davon wollte ich reden, sondern von Radziwils Verrat. Er ist von den Russen feierlich wieder in den Besitz seiner Güter eingesetzt worden, die konfisziert waren, solange er sich als guter Patriot erwies! Jetzt soll er ein Herz und eine Seele mit dem Scheusal Repnin sein, man soll sie stets zusammen sehen. Und von Firzy habe ich keine Nachricht! Ich glaube, daß er in kurzem hier ankommen wird, denn von Radziwil trennt er sich natürlich, da dieser zu unsren Todfeinden übergeht. Ich bin so erregt, daß ich jede Nacht ein paarmal erwache und an das Fenster eile, weil es mir scheint, als höre ich den Hufschlag galoppierender Pferde und das Rufen lauter Stimmen. Ich meine immer, es muß eine Nachricht kommen, von Firzy oder von meinen Eltern. Aber es sind nur die Zweige der Bäume, die im Herbstwind rauschen, oder die Käuzchen, die in den Türmen nisten und

nachts um die Fenster fliegen. Auch die Herzogin ist verändert — zerrstet und weniger freundlich als sonst. Alle unsre polnischen Freunde sind in Warschau, der Kreis ist klein geworden und ich merke wohl, daß die Herzogin es nicht gern hört, wenn ich meiner Entrüstung über den Prinzen Radziwil allzu lauten Ausdruck gebe. Neulich war sie im Gespräch mit einem der Franzosen, die jetzt unsre Gäste sind, als ich in das Zimmer trat. Ich hörte, es war von einer Reise der Herzogin nach Paris die Rede. Als sie mich aber bemerkten, verstummte das Gespräch und ich schloß daraus, daß die Herzogin mich nicht dorthin mitnehmen will. Ach, ich möchte auch nicht fort. Hier bin ich doch in möglichster Nähe von der Grenze, hier kann mich doch noch eine Nachricht von meinen Lieben erreichen. Wie furchtbar schwer ist es, in solchen Zeiten ein Weib zu sein, nicht mit kämpfen, nicht an den großen Ereignissen, die sich ja vollziehen müssen, tätigen Anteil nehmen zu dürfen! Doch, ich will nicht mehr klagen. Lieber Freund, beten Sie für

Ihre unglückliche S. W.

L.....itz, Dezember 1766.

Mein lieber Freund!

Monate sind vergangen, ohne daß ich Ihnen Nachricht gab. Ich konnte nicht schreiben, konnte mich nicht

ausprechen — auch Ihnen gegenüber nicht. Zwei liebe Briefe von Ihnen erreichten mich und — blieben unbeantwortet. Es war zu vieles auf mich eingestürmt, ich mußte erst mit mir selbst ins klare kommen! Aus Ihrem zweiten Briefe sah ich, daß die Nachricht vom Tode meines Vaters bis zu Ihnen gedrungen war. Sie erklärten sich mein Schweigen durch den Schmerz über diesen furchtbaren Schicksalsschlag. Sie hatten recht — zum Teil. Aber es wurde mir noch Schwereres zu tragen aufgelegt. Meine Mutter hat meinen Vater nicht lange überlebt. Die Schrecknisse und Strapazen des Transportes nach Sibirien waren zuviel für ihre schwachen Kräfte. Durch den Grafen Potocki, der das Glück hatte, aus der Verbannung zurückgerufen zu werden und der dem Zuge begegnete, zu dem meine geliebten Eltern gehörten, erhielt ich die Kunde mit den letzten Segenswünschen meiner Mutter. Graf Potocki war dabei, als man sie in die fremde, kalte Erde bettete. So sind mir auch die Gräber meiner Eltern unerreichbar. — Ein Ring, den meine Mutter bis zuletzt trug, und eine Locke ihres während des Transportes ergrauten Haares sind mir durch den Grafen übergeben worden und bilden nun meine teuersten Reliquien. Die Güter meiner Eltern sind konfisziert worden, unser Vermögen ist verloren, ich bin auf die Gnade der Herzogin angewiesen. Lieber Freund,

dieser Brief ist das letzte Lebenszeichen, das ich Ihnen sende, und wenn Sie ihn bis zu Ende gelesen haben werden, bin ich sicher, daß Sie den Entschluß, zu dem ich nach schwerem Ringen gelangt bin, gutheißen werden.

Als ich die Nachrichten des Grafen Potocki erhielt, sagte ich mir, daß es unwürdig sein würde, die Almosen der Herzogin ferner anzunehmen, um so mehr, als ich deutlich empfinde, daß wir uns innerlich immer ferner rücken und ich glaube, daß es keine Herzensstimme ist, die mich in ihrer Nähe zurückhält, sondern nur eine Art von Pflichtgefühl dem Andenken meiner Mutter gegenüber. Ich dachte an so manche Polin, die in Zeiten der Gefahr zu den Waffen gegriffen und sich kämpfend den Männern angeschlossen hat. Ich besitze noch wertvollen Schmuck und sogar eine kleine Summe Bargeld. So stand mein Entschluß fest, den stillen Zufluchtsort, den die Gnade der Herzogin mir bot, aufzugeben, im Feldlager Jirzys Frau zu werden und in Männertracht an seiner Seite gegen unsre Feinde zu kämpfen. Ich begann meine Vorbereitungen zu treffen, nachdem ich Jirzy benachrichtigt hatte. Da traf mich der letzte, schwerste Schlag! Jirzy hat sich dem Prinzen Radziwil angeschlossen, die General-Konföderation ist ausgerufen, aber dieselbe verbrüdert sich mit den Russen und zieht mit diesen für die so-

genannten Rechte der Dissidenten ins Feld. Jirzy kämpft an der Seite der Russen gegen seine polnischen Brüder! Das trennt mich von ihm für immer! Was soll ich nun? Eine geduldete Dienerin der Herzogin bleiben? Das läßt mein Stolz nicht zu! Ohne Beschützer, jedem Zufall preisgegeben mich in die Abenteuer des Krieges stürzen, um vielleicht eines Tages Jirzy und dem verräterischen Prinzen als Feindin gegenüberzustehen? Mein Gefühl sträubt sich dagegen. Mein Lebensmut ist gebrochen — ich weiß nur noch eine Zufluchtsstätte, wo ich die Stunde, in der Gott mich zu meinen Eltern rufen wird, erwarten kann und ersehnen werde. Ich habe an die Äbtissin von Przebów geschrieben und habe sie gebeten, mich in ihrem Kloster aufzunehmen! Die Herzogin entläßt mich zu diesem Zweck „in Gnaden“. Aber ehe ich ganz von der Welt scheide, mußte ich Ihnen noch mein Herz ausschütten und mußte Ihnen danken für jedes gute Wort, das Sie mir gesagt und geschrieben haben, für jede frohe Stunde, die ich mit Ihnen verleben durfte. Die Erinnerung an Sie und an Ihre Freundschaft wird mich wie ein lichtes Bild in die dunkle Zeit hineinbegleiten, der ich entgegengehe. Haben Sie Dank, tausend Dank, lieber Freund! Ich bete für Sie und Ihr Glück und dieses Gebet wird mir in allem Schmerz stets eine liebe Erholung sein.

Denken Sie meiner als einer Gestorbenen. Möge das Leben so hell und freudig für Sie werden, wie es für mich dunkel geworden ist. Versuchen Sie nicht, mich noch einmal zu sehen — ich reise schon in den nächsten Tagen ab, mein Entschluß steht unwiderruflich fest, und ein Wiedersehen würde mir nur den Schmerz des Abschieds vergrößern und einen Schatten auf Ihren Weg werfen, anstatt des Sonnenscheins, den ich für Sie ersehe. Leben Sie wohl, für immer!

Sascha.

Dppeln, 2. Februar 1767.

Mein geliebter, bester Freund! Deine Tante ist ein Engel, sie begegnet mir, als ob ich ihre Tochter wäre. Ach, aber das beste ist doch, daß ich nicht mehr lange hier fern von Dir sein werde! Wie ich mich auf den Frieden von Warnowiß freue — o, wie danke ich Dir! Du bist der beste, edelste, treueste Mensch. Durch Dich ist in mein dunkles Leben wieder heller Sonnenschein gefallen — ach, ich weiß es wohl, ich verdiene Dich nicht, aber ich will versuchen, Deiner würdig zu werden! Du Lieber, Gütiger — wie hast Du es nur angefangen, in so kurzer Zeit mein ganzes Sein und Denken so völlig umzugestalten? Ist das dieselbe Sascha, die vor wenigen Wochen verzweifeln wollte, und die nun wieder hofft — und liebt? Als

Du zuerst vor mich hintratest, mir in Deiner schlichten Weise sagtest, wie Du Dir meine Zukunft dächtest, da war es mir, als sprächest Du eine Sprache, die ich nicht verstehe — die ich nie verstehen würde! Aber dann sprachen Deine Augen — sie waren beredter als Deine Zunge, ich sah Dein treues, warmes Herz durch Deine Augen, ich sah, daß ich noch einen Menschen glücklich machen konnte — o, Bogdan, weißt Du denn, was das heißt, wenn man wieder an das Glück glaubt? Ich glaube daran, ich glaube an Dich und ich will wieder leben — leben für Dich, leben durch Dich, Du Bester, Liebster! Komme bald und hole

Deine

Sascha.

Warnowitz, November 1767.

Wann kommst Du zurück, mein Bogdan? Du glaubst nicht, wie sehr ich Deine liebe, beruhigende Gegenwart brauche! Wenn erst unser Kind da sein wird, wird es Dich vertreten. Jetzt bin ich so einsam und habe niemand, der mir die selbstquälerischen Gedanken bannt. Ich schicke Dir Zirzys Brief — ich will ihn nicht im Hause haben, solange Du nicht da bist — er beunruhigt mich zu sehr. Ich lege ihn in Deine Hand und bitte Dich doch zugleich: vernichte

ihn nicht, bringe ihn mir zurück, es ist vielleicht sein letzter Gruß. Es sehnt sich sehr nach Dir

Deine

Sascha

Schloß Nieswiez in Litauen.

Meine Sascha, Du hast mir das Recht entzogen, Dich so zu nennen, aber ich weiß keinen andren Namen für Dich. Ich weiß auch nicht, ob diese Zeilen, die ein heimlich nach Krakau gesandter Kurier mitnehmen soll, Dich jemals erreichen werden. Aber ich will wenigstens den Versuch machen, mich zu rechtfertigen, denn ich habe Dein Blatt, auf dem nichts als das eine Wort „Verräter“ steht, erhalten und ich möchte nicht sterben, ohne diesen Vorwurf zurückgewiesen zu haben. Ich bin mit dem Prinzen R. in seinem festen Schloß Nieswiez. Einige Getreue sind mit uns. Wir sind umzingelt. Die Russen werden wahrscheinlich das Schloß nehmen, da sie eine starke Übermacht haben und wenn es uns nicht gelingt, auf österreichisches Gebiet zu entkommen, werden die stürzenden Mauern dieser Feste uns begraben. Du siehst aus dieser Situation, daß wir nicht die Freunde der Russen sind. Wir waren es niemals. Als wir es zu sein schienen, da waren wir am tätigsten für Polen. Wir hofften durch scheinbare Nachgiebigkeit große Vorteile zu erlangen.

Ich schwöre es beim ewigen Gott, vor dem ich vielleicht schon in den nächsten Stunden stehen werde, um Rechenschaft abzulegen, nie hat der Gedanke an Verrat in meiner Seele Raum gehabt. Ich kannte und billigte das diplomatische Spiel des Prinzen — ich habe seine Kraft überschätzt. Jetzt weiß ich für ihn und für mich nichts besseres, als für unsre Sache zu sterben.

Wenn diese Zeilen Dich erreichen, denke daran, daß ich Dir und allen, die mir jemals wehegetan haben, verzeihe, denke aber auch daran, daß mein Herz und meine Hand rein blieben von Verrat!

Sirzhj.

Warnowiz, 10. Februar 1769.

Ich schicke Dir eine Locke unsres Buben, mein Bogdan. Wenn Du zurückkommst, wird er Dir entgegenlaufen, er macht so hübsche Fortschritte. Sechs Wochen sind für ein Kind in seinem Alter eine mächtige Spanne Zeit. Ach für mich auch! Der Kleine vertritt Dich mir doch nicht. Du schreibst so erfreut über die Auszeichnungen, die der König Dir zuteil werden ließ. Wie glücklich bist Du, daß Du einen König hast, den Du bewundern kannst und von dem Du glaubst, daß er Dein Vaterland groß und stark machen wird. Du sagst, Dein Vaterland sei auch das meine, denn es sei nun das Vaterland unsres Sohnes. Ich habe heiße

Tränen geweint über diese Stelle Deines Briefes.
Denn ich fühle, Du bist berechtigt, so zu sprechen, und
doch — und doch — — —

Verzeihe mir, Bogdan, aber wir wollen uns
darüber lieber nicht schreiben, es macht mich zu traurig!
Kehre bald wieder zurück zu

Deiner

Sascha.

Warnowitz, 4. März 1769.

Du wirst noch länger durch den König zurück-
gehalten, mein Bogdan! Sehr ehrenvoll für Dich,
aber recht betrübend für mich! Schilt mich nur
egoistisch — ich verdiene es gewiß. Aber Du mußt
nicht vergessen, Du bist alles in allem für mich: mein
Mann, meine Heimat, mein Vaterland — bist Du
fern, bin ich wie ein loses Blatt im Winde. Wie lange
wird diese Trennung noch dauern?

Deine traurige

Sascha.

15. März 1769.

Lieber Bogdan!

Du machst mir Vorwürfe — Du hast gewiß recht
von Deinem Standpunkt aus. Aber — ich bitte Dich

um eins: schicke nicht Deine Schwester her zu meiner Gesellschaft. Erinnere Dich, wie ungern sie unsre Verbindung sah, wie sie es mich empfinden ließ, daß die „polnische Schwägerin“ ihr unwillkommen war, als sie damals Deine Tante in Oppeln besuchte. Damals war sie eine glückliche Frau. Seitdem wurde sie Witwe — nun ist sie wahrscheinlich noch verbitterter und schärfer geworden! Ja, wenn die liebe, von mir so verehrte Tante kommen könnte, aber sie ist ja gelähmt und unbeweglich. So ist es schon am besten, ich bleibe allein. Ich hatte Nachrichten von meinen Verwandten in Krakau. Die Konföderierten kämpfen wieder gegen Suwarow. Sie hoffen, daß die Türken ihnen zu Hilfe kommen werden, da die Verfolgung der Russen meine unglücklichen Landsleute über die türkische Grenze getrieben hat, wo sie in einem Städtchen, Balta, heißt es, wie man mir schreibt, Zuflucht fanden. Die Russen haben Balta eingeäschert, und damit die Türken herausgefordert. Der französische Gesandte, Graf v. Bergennes, soll unser Freund sein, und alles tun, was er kann, um die Türken zu den Waffen zu treiben. Eine allgemeine Erhebung wird vorbereitet, die Begeisterung soll so groß sein, wie noch niemals! Doch vielleicht interessiert Dich das nicht. Du bist mit andren Dingen beschäftigt. Unser kleiner Bogdan gedeiht. Heut hat

er versucht „Papa“ zu sagen. Wann wirst Du es hören?

Deine

Sascha.

Warnowitz, 2. April 1769.

Deine Schwester ist angekommen. Sie war schon unterwegs, ehe Du meinen letzten Brief erhieltest. Sie scheint nur zu gern gekommen zu sein, um hier nach der „polnischen Wirtshaft“ zu sehen, die ich eingeführt haben soll. O, ich weiß, daß ich nicht das Muster einer deutschen Hausfrau bin, die wie eine Magd arbeitet und an nichts denkt, als an ihre Küchentöpfe. Aber mit welchem Recht darf sie mir Vorwürfe darüber machen, daß ich meinen Sohn mit polnischen Liedern in den Schlaf singe? Kann sie oder kann ich es ändern, daß ich eine Polin bin? Ich habe ihr gesagt, ich wollte ihr die Küche abtreten — das Kinderzimmer aber nicht. Nun wirbt sie förmlich um des Kindes Gunst. Ich werde meine langen Ritte, die meine einzige Erholung waren, aufgeben müssen, denn ich finde bei der Heimkehr mein Kind in den Armen dieser Fremden — ach, verzeih das harte Wort, Bogdan, sie ist Deine Schwester, aber — sei gerecht: was weiß sie von mir, von meiner Art zu denken, zu empfinden? Selbst wenn sie zu mir von Dir spricht, wird Dein

Bild mir entfremdet, so anders sieht und beurteilt sie Dich! Dabei ist sie nicht unfreundlich, ich glaube auch gar nicht, daß sie mich kränken will! Als sie kam, sagte sie: „Ich habe kein Geheimniß daraus gemacht, daß ich nicht gewünscht habe, mein Bruder möchte eine Ausländerin heiraten. Trage mir das nicht nach, Du bist jetzt meine Schwägerin, ich sehe in Dir nur noch die Frau meines Bruders, eine Kertiz, und ich will dir eine Schwester sein.“ Ich mußte ihr für diese gute Absicht danken und doch lag in ihrer ganzen Art etwas, das mich verletzte. Doch, ich habe vielleicht unrecht — ich bin gereizt und sie bleibt ruhig und tut, wie sie sagt, ihre Pflicht. Ich will versuchen, ihre Gegenwart zu ertragen. Es küßt Dich

Deine Sascha.

20. April.

Mein Bogdan!

Wir haben eine furchtbare Nacht durchlebt. Der Kleine hatte einen Bräuneanfall. Ich habe noch nie ein Kind leiden sehen, ich war fast sinnlos vor Angst und Entsetzen. Deine Schwester machte ihm Umschläge und gab ihm Tropfen. Gegen Morgen, als ich in Tränen aufgelöst an seinem Bettchen kniete, sagte Ida:

„Er ist gerettet!“

Bogdan, ich bin zu ehrlich, um nicht zu sagen: sie hat ihn gerettet, nicht ich mit meiner Verzweiflung. Ich habe nicht mehr das Recht, sie aus dem Kinderzimmer zu weisen. Mein Kind lächelt ihr entgegen, wenn sie an sein Bett tritt. Ich kann es nicht ändern. Ich bin sehr niedergeschlagen und doch so dankbar, daß das Kind lebt!



Deine Sascha.

4. Mai 1769.

Bogdan!

Ich werde diese Zeilen nicht mehr an Dich abschicken — sie sollen in meinem Schreibtisch liegen bleiben, bis Du zurückkehrst. Vielleicht vernichte ich sie noch — vielleicht lesen wir sie zusammen — vielleicht — — ach, ich will nicht alle Möglichkeiten durchdenken. Du schreibst mir, daß Du sehr viel von Deiner Schwester hältst, daß ich von ihr lernen könnte. Du schreibst, daß Du eine vernünftige, verständnisvolle Frau brauchst und daß ich das Zeug hätte, eine solche zu werden, wenn ich nur wollte. Du brauchtest aber auch eine Frau, die Deine patriotischen Empfindungen theilte. Denn Deine Heimat, Schlesien, sei nun auch die meine. Lieber Bogdan, ich begreife, daß Du, der für die Diplomatie erzogen war, glücklich bist, Deine Talente zugunsten Deiner Heimat zu verwenden, daß

es Dich freut, wenn der König Dich zu Räte zieht und Du Deinem geliebten Schlesien zu verschiedenen gemeinnützigen Einrichtungen verhelfen kannst. Auch verstehe ich, daß Du nach den schweren Kriegsjahren Rücksichten nehmen mußt, und daß Du die große Ausgabe, mich und das Kind mit Dir zu nehmen, vermeiden wolltest. Aber — ich kann mich nicht für all die Dinge, die Dich von mir entfernt halten, begeistern. Ich fürchte, ich bin nicht die „vernünftige, verständnisvolle Frau“, die Du „brauchst“. Und — wie soll ich „Patriotismus“ empfinden für ein Land, das ein fremder Eroberer an sich riß und dessen beste Söhne diesen Eroberer bewundern? Begreifst Du nicht, daß eine Tochter Polens das nicht kann, daß das eine Empfindungsweise ist, für die mir jedes Verständnis fehlt!? Da habe ich es endlich ausgesprochen, was schon immer wie ein dumpfer Druck auf mir lag, und was auszusprechen ich doch nie den Mut, ja, in Deiner Gegenwart auch nicht die Klarheit fand. Ich kann mich nicht mit Dir begeistern, und das macht mich doppelt einsam. Und in dieser Einsamkeit grüble ich — —. Ich sehe Deine Schwester im Hause walten. Alles, was sie tut, mag gut, mag richtig sein — aber mir ist es unsympathisch. Die alten Leute hier sagen bei ihren Einrichtungen: „Ja, ja, so war es auch bei der seligen, gnädigen Frau!“ Ich stehe dabei und

sage mir: daß ist also die Frau, wie Bogdan sie gebraucht hätte.

Mein Sohn hängt an der Tante, als wüßte er, daß sie ihm das Leben gerettet hat. Die Wärterin sagt: das Kind gedeiht jetzt sichtlich! Das ist also die Mutter, wie sie mein Kleiner eigentlich haben müßte! Wozu bin denn ich da? Werde ich all diese Vollkommenheiten, die nicht in meiner Natur liegen, jemals erreichen können? Ich weiß es nicht! Ich bin zu Dir gekommen, weil Deine Liebe mich eingesponnen hatte, wie in ein goldnes Netz, dessen Maschen so dicht waren, daß ich die übrige Welt nicht mehr erkennen konnte. Jetzt — aber nein, meine Grübeleien führen mich zu weit — Du liebst mich doch noch und Du kehrst zurück, und dann wird alles gut. Ich will es mir laut vorsagen: es wird alles noch gut. Vielleicht glaube ich es dann, und wir haben ein Sprichwort: was man glaubt, das ist!

Nein, nein, nein! Mit jedem Tage empfinde ich es deutlicher, ich werde niemals eine deutsche Hausfrau sein, wie Du sie brauchst, Bogdan! Seit ich Deine Schwester hier habe, ist es mir, als sehen all die Bilder Deiner Groß- und Urgroßmütter mich vorwurfsvoll und fragend an. Heut habe ich wieder einen langen Ritt gemacht — es ist ja doch alles egal!

Wie glücklich seid ihr Männer, die ihr die innere Unruhe durch starke körperliche Anstrengungen beschwichtigen könnt. Ich bin stundenlang geritten, ich konnte nicht müde werden — — — — —

Girzh Lubowŝky liegt verwundet in Krakau. Ich habe ihm schweres Unrecht getan, denn ich habe ihn einen Verräther genannt, und jetzt schreibt man mir, daß er hoffnungslos darniederliegt, stolz und froh für sein Vaterland zu sterben. Vergib mir, Bogdan, wenn Du es kannst, aber dort ist noch ein Platz, an dem keine andre mich ersetzen kann! Ich gehöre dorthin, ich werde Girzh die Augen zudrücken und dann mit den andren gehen in Kampf und Tod, in gleichem Leide, in gleicher Begeisterung. Vergib mir, ich segne Dich, ich segne unser Kind — ich weiß, ich hätte es niemals zu einem deutschen erziehen können. Im Namen Gottes! Ich kann nicht mehr!

* * *

Das war das letzte Blatt.

Vorüber schwebt mir die Gestalt der schönen Frau, die so heiß empfunden und so tief gelitten — ein volles Menschenŝickŝal, dessen Ausklingen sich in nebelhafter Ferne verliert.

„Gefallen vor Krakau“ — ihr Sohn hat es auf ihr

Bild geschrieben, eine andre Nachricht von ihr hat sich nicht erhalten. „Requiescat in pace“ murmelte ich unwillkürlich, während ich aufblicke zu den alten Linden im Schloßhofs, deren Blätter schon geheimnißvoll flüsterten in den Tagen der schönen Sascha, und deren Kronen noch grünen werden, wenn meine Enkel einst an mich zurückdenken als an einen längst Dahingeschiedenen. Menschenchicksal — uraltes, sich ewig erneuendes Rätsel, alles bedeutend für den, der es erlebt, und im Strom der Zeit doch nichts als eine Welle, die vorüberbrauscht und vergeht — und vergeht!



Jadwigas Schuld.



Seitens 6. 18. 18.



Auf einer dünenartigen Höhe über der Oder lag der Kolembs-Hof. Das lang hingestreckte Haus war noch aus der alten, holzreichen oberschlesischen Zeit, aus mächtigen, dunkelbraunen Balken zusammengezimmert, zwischen denen die kleinen, hellblau eingefassten Fenster in unregelmäßigen Entfernungen saßen. Mitten im Hofe stand ein Ziehbrunnen, dessen Umfassungen aus ebenso dunkelbraunen Brettern bestanden wie das Haus, und über dessen langem, in die Luft ragendem Hebebaum die Eimer hingen. Das ganze Gehöft sah nicht aus, als sei es mit der Neuzeit fortgeschritten, trotz der guten Äcker, die dahinter lagen, erschien es verwahrloster als die übrigen dörflichen Anwesen. Es lag so einsam und verloren, als stünde es gar nicht im Zusammenhange mit dem Dorf, denn zwischen diesem und dem Hofe dehnte die Düne sich lang hin und war mit einem Wäldchen von Kiefern und Birken bestanden.

An einem schwülen Augustabend kam ein Mann die Chaussee entlang, die vom Bahnhofe zur Oderfähre führte.

Vincent Packuri war aus dem Ort gebürtig, aber er hatte seit Jahren Arbeit in Sachsen genommen und war nicht zu Hause gewesen, solange es ihm gut ging. Er hatte weder Eltern noch nahe Anverwandte in Niegosschütz, und da er ein kräftiger junger Bursch war, hatte ihm auch nichts daran gelegen, die Ortszugehörigkeit zu bewahren.

„Wo mir's gut geht, da bleibe ich, und man kann überall leben, zu was braucht man eine Heimat,“ sagte er, solange er reichlich Geld verdiente. Dann wurde er krank, lag in verschiedenen Hospitälern und ließ die Krankenkasse für sich sorgen. Endlich wurde er als gesund entlassen. Da er einige Ersparnisse besaß, lag ihm nichts daran, sogleich wieder Arbeit zu nehmen. Nachher, als seine Kräfte ausgereicht hätten, wieder etwas zu erwerben, war er wählerisch geworden und fand keine passende Arbeit. Er gewöhnte sich das Bummeln an und nun ging es schnell bergab mit ihm. Da bekam er wieder Sehnsucht nach der oberschlesischen Heimat und theils bittend, theils leichte Arbeiten, die sich gerade boten, mitnehmend, hatte er sich nach Oberschlesien zurückgefunden. Zuletzt hatte er in Oppeln bei einem Bau gearbeitet. Dort hatte er erfahren,

daß die Jadwiga den Halbbauern Kolembe geheiratet hatte. Als Vincent noch ganz jung war, war die Jadwiga mit ihm gegangen. Dann hatte ihr Vater sie nach Kosel vermietet, und als Vincent sie eines Tages dort besuchte, hatte sie es ihm rund herausgesagt: heiraten würde sie ihn nicht! Wenn sie noch ein paar Jahre dienen und etwas zurücklegen würde, könnte sie ganz andre Männer bekommen. Da war er nach Sachsen gegangen. Und gerade um ihretwillen hatte er nicht nach Hause zurückgewollt, vor seiner Krankheit, und dann hatte er die Sehnsucht doch gerade wieder ihretwegen bekommen. Er wußte selbst nicht, wie das so kraus in seinem Kopf zugegangen war, und warum er dann plötzlich in Oppeln blieb und dort Arbeit nahm und dabei wieder dachte: ich gehe doch lieber nicht bis Niegosschütz. Da hatten sie ihm von ihrer Heirat erzählt und daß der Kolembe ein Trinker geworden wäre und es mehr Zank und Streit im Hause gäbe, als bare Groschen. Zu Pfingsten habe die Jadwiga ein verschollenes Auge gehabt beim Kirchgang und dem Kolembe fehlte seitdem ein Vorderzahn. „Das ist recht,“ hatte Vincent gesagt, „die Jadwiga war immer so eine, die sich nichts gefallen ließ!“

Und nachher hatte der Vincent keine Ruhe mehr gehabt, bis er nun auf der Chaussee hinschritt und überlegte, was er denn nun eigentlich wollte. Je

länger der Weg sich hinzog, um so langsamer ging er. Am Ende setzte er sich an die Chaussee-Böschung, drehte seine Tasche um und zählte sein Geld. Zehn Mark hatte er noch von seiner letzten Löhnung her. Er konnte in den Kretscham gehen, konnte einen Abend lang dort den großen Herren spielen und konnte die Jadwiga grüßen lassen, damit sie sich ärgerte. Der Gedanke hatte etwas sehr Verlockendes für ihn, und die zehn Mark aufgehen zu lassen, darauf kam es ihm nicht an. Die große Dampfziegelei bei Rosel suchte Arbeiter, dort brauchte er sich bloß zu melden, da hatte er Verdienst genug, und in einer Stunde konnte er von hier aus dort sein. Über das Feld her leuchteten von rechts her die Fenster des Kolembs-Hofes und von links die offene Thür des Kretschams. Vincent saß an der Chaussee-Böschung, schlug mit den Beinen den Takt gegen den Erddamm und sah von rechts nach links, von links nach rechts. Von der kleinen Kapelle her, die mitten im Dorf stand, begann jetzt das Abend-läuten, und von der Station schrillte der Pfiff und tönte das Stampfen, mit dem sich der 9 Uhr-Schnellzug ankündigte. Das Läuten und der Pfiff gehörten in Vincents Gedanken zusammen, schon von seiner Kinderzeit her. Es war für das Dorf das Signal zur beginnenden Nachtruhe, oder zu einer Extrafeier im Kretscham. Dunkel lagen die Felder rechts und links

von der Chaussee, aber der Geruch verriet, daß Kartoffeln dort standen, die der Ernte entgegenreiften. Auch dieser Geruch hatte für Vincent etwas Besondres, Heimatlisches. Er sah nichts als die Lichter über den dunklen Feldern, aber er hatte das Gefühl „zu Hause“ zu sein. Nur dumm, daß keiner da war, der ihn erwartete. Er hätte ganz gut hier, an die Böschung gelehnt, einschlafen können, er fand das Lager nicht schlecht; aber nein, er wollte nicht — erst 'mal sehen, was im Kretscham los war, ob er dort noch jemand kannte. Er stand auf, langsam, schwerfällig, ging ein paar Schritt — und plötzlich schwenkte er von der Chaussee ab und schritt den Fußweg entlang, der über die Düne vorüber am Kolembs-Hofe führte. Was er dort wollte? Er machte es sich nicht klar. Es war ihm, als müßte es so sein. Der Weg führte durch den Busch. Unter den letzten Bäumen blieb Vincent stehen und sah nach dem Hause hin, dessen Fenster noch hell waren. Drinnen wurden scheltende, streitende Stimmen laut. Vincent lächelte. „Es geschieht dir recht,“ murmelte er, „bei mir hättest du es ja besser gehabt. Wer hieß dich den alten Kolembs heiraten!“

Eine Thür wurde im Hause zugeworfen, und gleich darauf wieder geräuschvoll geöffnet. Jetzt klangen die Stimmen ganz deutlich, das Ehepaar schien im Hofe zu sein.

„Ich lasse mir nicht die Thür vor der Nase zuwerfen in meinem Hause,“ schrie der Bauer.

„In deinem Hause,“ schrie eine weibliche Stimme dagegen, „seh mir doch einer an! Wer erhält denn dein schlechtes Haus, wer arbeitet denn hier, wer kümmert sich denn um's Vieh? Etwa du, du alter Trunkenbold? Du kannst ja nicht geradestehen auf deinen Beinen — du bist zu nichts gut, zu nichts!“

„Oho, das werden wir gleich sehen —“

„Untersteh' dich, und laß die Latte liegen.“

„Warum denn, warum denn, eine hübsche kleine Latte zum Prügelein, komm nur her, mein Täubchen —“

Vincent rechte sich, um besser sehen zu können, was das für eine Latte war, und da ihm das nicht gelang, schlich er dicht an den Zaun und sah durch ein Astloch, während die Stimmen der Streitenden immer aufgeregter klangen. Er sah, daß Jadwiga dem Bauern zuborgekommen war, indem sie mit einem Besen auf ihn einhieb. Er torfelte hin und her, er war offenbar trunken. So schoben die Streitenden sich bis in die Nähe des Biehbrunnens.

„Ein forsches Frauenzimmer, sie läßt sich nichts gefallen,“ murmelte Vincent in unwillkürlicher Anerkennung. Plötzlich zuckte er zusammen — ein Schrei drinnen, ein kurzer, glucksender Ton —. Vincent stand in kalten Schweiß gebadet an den Zaun gedrückt da,

unfähig, sich zu bewegen oder einen Ton von sich zu geben, nur immer in den Hof starrend, als sei es nicht möglich, daß die Jadwiga jetzt dort allein am Brunnen stand, regungslos auch sie. Und ringsum in der schwülen, dunklen Spätsommernacht nichts Lebendiges als er draußen am Zaun und sie drinnen am Brunnen, und der Kettenhund, das unvernünftige Vieh, das sich wie toll gebärdete und an seiner Kette heulend zerrte.

Vincent richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf und horchte. Was wird sie machen? Wenn sie um Hilfe gerufen hätte, wäre er herzugeeeilt, ja, er hätte versucht, den Bauern zu retten. Aber die Frau rührte sich nicht. Freilich, sie mußte ja wissen, wie tief der Brunnen war, da mochte wohl keine Hilfe möglich sein. Vincent wartete noch eine Weile. Endlich litt es ihn nicht mehr. Er öffnete das Tor.

„Jesus Maria!“ schrie die Frau auf.

„Ich bin's, Jadwiga, der Vincent.“

„Wo kommst du her, seit wann bist du hier?“

„Ich war am Zaun, Jadwiga — willst — willst du nicht den Eimer hinunterlassen, vielleicht —“

Die Frau schauerte zusammen.

„Der Brunnen ist viel zu tief,“ murmelte sie, „es rührt sich auch nichts mehr, er ist gleich untergegangen.“

„Man kann's doch nicht wissen, der Hund macht so viel Lärm.“

„Sei still, ich weiß es, er ist tot — da hilft keiner mehr!“

„Und du hast ihn hinabgestoßen!“

„Jesus Maria und Joseph, das lügst du!“

„Sei still, Jadwiga, ich weiß, was ich gesehen habe —“

„Nein, nein,“ schrie sie auf, „ich nicht, ich nicht! Die Einfassung ist aber zerbrochen auf der Seite, hätte er sie geflickt, wie es sich gehörte, da konnte nichts passieren, aber er ließ die Bretter verfaulen und umfallen, da, sieh doch, sieh doch, soll ein Brunnen so aussehen?“

„Sei nur still, Jadwiga, ich habe doch schon mit dir getanzt vor sechs Jahren, das schadet doch nichts, ich werde dich doch nicht ins Unglück bringen und für dich ist's ja gut, wenn der Bauer ‚weg‘ ist, ich weiß ja, was für einer das war — aber jetzt werde ich dir etwas sagen: Lauf in den Kretscham und frage, ob der Kolembe dort ist, und sage, daß er betrunken gewesen ist, und ist noch 'mal in den Stall gegangen, um die Kuh anzubinden, die sich losgerissen hat. Du hast gerade gewaschen und bist nicht mitgegangen. Und weil er nicht zurückgekommen ist, hast du ihn gerufen, aber da war er nicht im Hofe, und nun weißt

du nicht, wo er ist. Du kannst auch sagen: gewiß schläft er irgendwo in der Gasse, daß es eine Schande ist. Hast du mich verstanden?"

Sie starrte ihn mit weit aufgerissnen Augen an, daß er seine Frage wiederholte. Da fing sie an zu schluchzen und sich die Schürze vor das Gesicht zu drücken.

„Weinen hilft nichts," sagte Vincent, „wenn du jetzt dumm bist, wirst du alles verderben. Aber wenn du gescheit bist und alles machst, wie ich es dir rate, kann's ja ganz gut für dich werden. Und zuletzt — er kann ja wirklich allein in den Brunnen gefallen sein, ohne daß ihn jemand mit dem Besen über den Kopf gehauen und hineingestoßen hat. Über so ein morsches Brett kann jeder stolpern und fallen. Morgen werden sie es schon sehen — aber heut braucht es keiner zu wissen.“

Dann wiederholte er ihr noch einmal alles, was sie sagen sollte — „von mir brauchst du aber nichts zu sagen," fügte er hinzu, „ich will zwar heute nacht hier bleiben, damit du dich nicht fürchtest, allein mit dem da unten, aber morgen in der Frühe will ich über die Oder und ein paar Tage drüben bleiben; es ist besser, keiner weiß, daß ich gerade dazu zurechtgekommen bin, denn sonst muß ich als Zeuge womöglich noch vor Gericht, und das will ich nicht. Jetzt geh

aber, sonst wird es zu spät, ihn noch im Bretscham zu suchen. Mach deine Sache gut, wie ich dir gesagt habe, da werden sie dich auslachen mit deinem betrunkenen Mann, und du wirst nach Hause kommen und wir werden Ruhe haben!“

Sie sah ihn zweifelnd an.

„Aber wenn jemand mit mir kommt, mir suchen helfen will?“

Er lachte.

„Das tut keiner, die sind jetzt froh, wenn sie schlafen können!“

„Warum soll ich gehen?“ fragte sie, „morgen ist noch Zeit!“

„Nein, gerade für morgen wird es gut sein, wenn die Leute wissen, daß du den Bauern schon heute gesucht hast! Was willst du denn? Traust du mir etwa nicht — denkst du, ich könnte dir 'was wegtragen? Schließ doch deine Bude zu, wenn du so etwas denkst, dummes Weib, am Ende, was geht mich das alles an? Ich kann ja jetzt gleich weggehen und erzählen, daß es hier im Hofe nicht geheuer ist, denn ich hätte da was gehört — —“

„Jesus Maria und Joseph, schweig, ich will ja tun, was du mir rätst! Ach, ich arme, unglückliche Frau!“

Sie begann wieder laut zu weinen.

Er schüttelte den Kopf.

„Wenn du dir jetzt im Kretscham merken läßt, daß du weißt, er ist schon tot, werden sie natürlich mit dir nach Hause laufen,“ sagte er und setzte sich auf den Holzkloß vor dem Hause, als wolle er hier abwarten, was weiter geschähe. Sie hörte plötzlich mit Weinen auf und sagte entschlossen:

„Sie werden nichts merken!“

Damit verließ sie den Hof. Er saß eine Weile still auf seinem Klotz. Der Hofhund bellte noch immer wie toll. Da stand er auf und gab dem Hund einen Fußtritt.

„Ausch dich, Bestie!“

Das Tier heulte und kroch in seine Bude. Vincent ging zum Brunnen und beugte sich lauschend hinab. Nichts regte sich dort unten. Vincent stand eine Weile gebückt dort. Alles blieb still. Dann fing der Hund wieder an zu bellen.

„Meinetwegen,“ murmelte Vincent. Er ging rings um den Hof, machte die Stalltüren auf und ließ Streichhölzer, die er in der Tasche trug, aufflammen, um das Vieh zu sehen.

„Eine Kuh, ein Pferd, drei Ziegen, zwei Schweine und das Hühnervieh,“ murmelte er. Viel ist's ja nicht, und wenn einer hier ordentlich wirtschaftete, müßte es mehr sein. Er sah durch das Fenster in die

Stube, in der noch die Petroleumlampe brannte. Drinnen stand das Bett mit den hochaufgebauchten vielen Kissen, daneben ein Kinderwagen mit zugezogenen Gardinen.

Vincent runzelte die Stirn. Dann ging er in das Haus, trat an den Wagen und hob die Gardine. Das Kind, das durch den plötzlichen Lichtschein geweckt sein mochte, begann zu schreien.

„Ich konnt' mir's ja denken, daß so was da wäre,“ murmelte Vincent, „aber ein Kind ist kein Kind!“

Er sah sich im Zimmer um.

Die grellbunten Heiligenbilder an den Wänden, die Kommode von hellem Holz mit der Figur der heiligen Jungfrau und des heiligen Nepomuk darauf, der Schrank mit den Tellern und Töpfen und die bunten Scherben mit Meerzwiebeln und Pelargonien vor den Fenstern, das alles heimelte ihn an.

„Hier ist es ja ganz gut,“ dachte er, „und wenn die Jadwiga auch etwas älter geworden ist, ist's doch immer noch eine ganz stattliche Frau.“

Da das Kindergeschrei ihm unbequem war, schloß er die Vorhänge wieder und begann den Wagen hin und her zu ziehen, während seine Blicke weitere Umschau im Zimmer hielten. Allmählich beruhigte sich

das Kind, aber in Gedanken versunken zog er immer noch den Wagen hin und her.

Da kam Jadwiga zurück.

„Das Kind hat geschrien,“ sagte er, die Hand noch an dem Wagen.

Sie nickte und band ihr Kopfstuch ab und lächelte unwillkürlich, als sie ihn ansah, wie er so neben dem Kinderwagen stand.

„Gerade, als ob du hierher gehörtest,“ sagte sie.

„Hast du alles gut besorgt?“ fragte er.

„Ja, es war gerade, wie du gesagt hast, sie haben mich ausgelacht.“

„Ich kenne sie doch!“ sagte er achselzuckend.

„Aber ich habe mich jetzt gefürchtet, wie ich an dem Brunnen vorbeikam.“

„Ja, deshalb bin ich doch hier! Und jetzt komm, ich bin müde, jetzt wollen wir schlafen gehen.“

Sie sah ihn erstaunt an.

Da legte er den Arm um ihre Schultern.

„Se, Jadwiga, kochanka, wir sind uns doch schon gut gewesen, ehe du den Polemba geheiratet hast! Und jetzt hast du doch keinen Mann mehr!“

Sie wich doch unwillkürlich zurück und schlug das Kreuz.

„Jesus Maria, ich fürcht mich, vor der Sünde!“

„Wo ist die Sünde,“ fragte er. „Der da draußen

ist ja von selbst in den Brunnen gefallen, warum hat er ihn nicht ausgebessert? Und jetzt hast du keinen Mann mehr und fürchtest dich zu Tode, wenn ich nicht bei dir bleibe.“

Er löschte die Lampe aus und bald lag der Kolembo-Hof in tiefer Ruhe zwischen dem Wäldchen und den Feldern. Nur der Hund heulte immer noch durch die Nacht.

Am andern Morgen, als Vincent längst über der Oder war, machte Jadwiga alles genau so, wie sie es mit ihm verabredet hatte. Sie lief zum Amtsvorsteher, meldete, daß ihr Mann seit der Nacht verschwunden und die Einfassung des Ziehbrunnens ganz zusammengebrochen wäre. Die am Nachmittage veranstalteten Nachforschungen förderten die Leiche des Halbbauern Kolembo aus dem Brunnenloch. Niemand zweifelte an einem Unglücksfall.

Beim Begräbniß fand sich von ungefähr der Vincent in Miegosschütz ein, der bei der Kosler Dampfziegelei arbeitete und von dem Unglücksfall gehört hatte.

Ein halbes Jahr später war er mit der Jadwiga verheiratet.

Im Frühjahr schaffte er eifrig auf den Feldern des Kolembo-Hofes und die Jadwiga half ihm wacker, hielt Ordnung in den Ställen und fand sogar noch Zeit,

Sonnenblumen und rotblühende Bohnen um das Haus zu pflanzen. Es war, als könnten die beiden sich gar nicht genug tun mit der Arbeit, und was sie anfangen, das gedieh. Die Ernte wurde so gut, wie sie seit Jahren nicht gewesen war, die braunen Holzwände des Hauses verschwanden hinter den Ranken der roten Bohnenblüten und den mächtigen Stauden mit den leuchtend gelben Sonnenrosen, daß das Anwesen förmlich ein lachendes Ansehen bekam. Aber Vincent und sein Weib sah niemand lachen. Freilich, man hörte sie auch nicht miteinander streiten — sie schienen nur für die Arbeit zu leben. Die vierte Seite des Ziehbrunnens zeigte neue Bretter, die scharf gegen das alte braune Holz abstachen. Vincent hatte um die Wände her auch Bohnen und Sonnenrosenkerne gesteckt, aber sie waren nicht aufgegangen, obgleich er täglich danach sah. Auch Jadwiga hatte ein Auge auf diese Saat, aber sie sagte nichts davon.

„Dort wächst nichts,“ bemerkte eines Tages Vincent, ohne sie dabei anzusehen. Denn er besserte gerade eine Harke aus und bückte sich darüber, während er sprach.

Jadwiga wußte sofort, was er meinte, aber auch sie sah nicht von den Kartoffeln auf, die sie gerade schälte, während sie antwortete: „Der Boden ist, dort“ zu hart.“

Und dann sah er von seiner Arbeit schnell und mißtrauisch zu ihr hinüber, die hartnäckig auf die Kartoffelschüssel blickte, und als er wieder an der Harfe hämmerte, flog ihr Blick nach ihm hin, scharf und spitz wie ein Pfeil.

Als sie die Kartoffeln aufs Feuer gestellt hatte, war es Zeit, dem Vieh Wasser zu geben. „Die Eimer sind schwer — du könntest mir auch einmal helfen!“ sagte sie mit einem scheuen Blick auf den Ziehbrunnen.

Er schüttelte den Kopf.

„Das besorge du nur allein, du bist ja stark.“

Sie biß die Lippen zusammen, die Falte zwischen ihren Brauen vertiefte sich zusehends, und schweigend ging sie an ihre Arbeit. Und es war, als hätte sie an jedem Tage schwerer an den Eimern zu heben. Sie, die gewöhnt war, ihr Tagewerk zu verrichten, ohne über die Dinge, die sie gerade zur Hand nahm, hinauszudenken, sie fürchtete sich vor dem Augenblick, wo sie den Eimer in den Brunnen hinabließ. Die Kette ächzte dabei so sonderbar. Zuerst war sie trotzig an diese Arbeit gegangen mit dem Gefühl: Was geht es mich an, was dem andern geschehen ist? Ich bin stark und gesund!

Aber je öfter sie die Kette ächzen hörte, um so erschreckender erschien ihr dieser Ton. Im Sommer

ging es noch. Da war der Himmel hell und sie sah nach den Sonnenrosen und nach den Ziegen, die sie vorher vom Felde geholt hatte und die im Hofe umherliefen, während sie die Eimer in die Tiefe senkte. Aber im Spätherbst, in der Dunkelheit, während der Wind durch die Kiefern fuhr, daß ihr Stöhnen mit dem Klirren und Ächzen der Kette zusammenklang, da schauderte sie es jedesmal, wenn sie an den Brunnen ging; und wieder und wieder trat sie an Vincent heran mit der Forderung, daß er ihr helfen sollte. Er blieb bei seiner Weigerung. Da gab es den ersten Streit zwischen ihnen.

„Warum bist du denn damals bei mir geblieben in der Nacht, wenn du mir jetzt nicht helfen willst?“ rief sie.

„Warum hast du mich denn damals bei dir behalten, daß ich nun Tag für Tag den verwünschten Brunnenschwengel sehen muß, der wie ein Galgen in die Luft steht,“ gab er zurück.

Da merkte jedes von ihnen, daß es dem andern in der Stille Vorwürfe machte.

„Wie ein Galgen sieht der Brunnenschwengel aus,“ dachte Jadwiga, wenn sie früh aus der Thür des Hauses trat.

„Das verwünschte Galgenholz,“ brummte Vincent, wenn er an dem Brunnen vorüber mußte.

Und jedesmal, wenn der Anblick des Ziehbrunnens sie erschreckte, dachten sie aneinander mit einem bittren Gefühle, das sich verschärfte mit der Zeit. Solange die Feldarbeiten ihre Kräfte ganz in Anspruch nahmen, gingen diese Empfindungen bei ihnen ebenso schnell vorüber, als sie aufstiegen, denn jede Stunde machte Anforderungen an ihre Arbeitskraft oder an ihr auf den Erwerb gerichtetes Denkvermögen. Aber als der Winter kam, der Schnee die Felder und den Hof bedeckte, und der Ziehbrunnen mit seinen braunen Brettern dunkel inmitten von all dem Weiß lag, daß man ihn immer vor Augen hatte, als sei er die Hauptsache in dem ganzen Hofe, da wurde es schlimmer zwischen dem Ehepaar.

„Das Gerümpel, den Ziehbrunnen muß ich weg schaffen,“ sagte Vincent eines Tages, als Jadwiga mit besonders rauhen Worten wieder verlangte, daß er ihr beim Wasserschöpfen helfen sollte. „Du bist imstande, mit deinem Gehabe noch einmal einen Menschen darauf aufmerksam zu machen, daß da 'mal was passiert sein muß!“

„Sowohl, ein Unglück für mich ist da passiert,“ rief Jadwiga, „und ein Glück für dich, und du hast keine Zeit versäumt, dich nur gleich in den Hof hineinzusetzen, so ein verlaufener Bummel, wie du warst!“

„Was, ein verlaufener Bummel?“ schrie er da=

gegen. „Hatte ich etwa nicht Geld in der Tasche, daß ich mir wo anders hätte ein Nachtquartier bezahlen können, und hatte ich etwa nicht Gelegenheit genug, Geld zu verdienen, in Rosel und überall? Aber du hast mich festgehalten! Erst hast du den andern umgebracht —“

„Das ist nicht wahr, du hast's selbst gesagt, er ist allein hineingefallen —“

„Das habe ich dir zu Gefallen gesagt, aber ich weiß es doch besser!“

„Du weißt es besser? Seh mir doch einer an — warum hast du denn nicht um Hilfe geschrien damals und hast nicht versucht den Eimer herunterzulassen, um zu sehen, ob noch Rettung möglich war? Wenn ich Schuld habe, hast du auch Schuld, aber ich kann nichts dafür, denn ich hab' gar nicht gewußt, was ich machte, und du hast ganz ruhig dabei gestanden und zugeesehen und dich womöglich noch gefreut, weil du gleich an den Hof gedacht hast!“

Von dem Tage an haßten sie einander und Vincent begann das Wirtshaus zu besuchen.

Dem Winter folgte der Frühling und Sommer. Das Jahr vollendete seinen Lauf, ohne daß sich im Rosembahofe etwas änderte. Nur im Herbst verschwand der Ziehbrunnen, eine Pumpe kam an seine Stelle. Aber Vincent und Jadviga sahen deshalb nicht

freundlicher darein und sagten einander kein gutes Wort bei dieser Gelegenheit. Vincent feierte das Ereignis in der Aneipe, und Jadwiga saß mit dem Kinde zu Hause. Der kleine Hannes lief jetzt hinter der Mutter her, wie ein Hündchen, und wenn je ein Lächeln über Jadwigas Gesicht glitt, so war es, wenn sie das Kind ansah und sein feines Stimmchen „Mama — mamulka —“ rief.

Ein Jahr folgte dem andern. Hannes blieb Jadwigas einziges Kind. Eines Tages machte Vincent ihr Vorwürfe deswegen.

Sie sah ihn groß an, sie hatte jetzt manchmal so etwas Starres, Unheimliches in ihrem Blick.

Dann sagte sie hart:

„Es ist gut so! Die Heiligen wollen nicht, daß ein Sohn von dir einmal dem Hannes die Erbschaft schmälert!“

„So,“ rief er, „weißt du so genau, was die Heiligen wollen? Da werde ich doch ein Narr sein und mich soviel plagen und schinden!“

Er ging immer öfter in die Aneipe, vernachlässigte die Feldarbeiten und führte böse Reden, wenn er nach Hause kam. „Der Ziehbrunnen ist weg, mich kannst du nicht ins Loch stoßen, warum soll ich mich nicht betrinken?“ antwortete er auf ihre Vorwürfe.

Da regte sie die Hände um so eifriger in der

Wirtschaft; denn sie wollte nicht, daß des Hannes einstiges Eigentum verwahrloßt würde. Aber die rastlose Arbeit machte sie immer starrer und strenger. Mit dreißig Jahren sah sie wie eine vierzigjährige aus, und wenn sie ihr Kind in ihrer Weise liebte, so zeigte sie das doch nur, indem sie für alles sorgte, was der Hannes nötig hatte. Der Junge aber schien auch ohne äußerliche Liebesbeweise zu fühlen, daß er geliebt wurde, denn so oft die Mutter sich ihm näherte, lachte er sie so strahlend an, daß ihr dabei fast weich um das Herz wurde. Aber sie ließ es sich nicht merken. So verging die Zeit und wurde zu Jahren, fast ereignislos für die Bewohner des Kolembo-Hofes und doch voll von kleinen Erlebnissen, die in Jadwigas Seele Bitterkeit auf Bitterkeit häuften, daß sie wie unter einem dumpfen Druck hinlebte. Nur wenn sie ihr Kind abends zu Bett brachte, und Hannes seine Ärmchen zärtlich um ihren Hals legte, war es, als durchbräche die Sonne für einen Augenblick die dunklen Wolken, die Jadwigas Leben verschatteten. Der Junge war jetzt fünf Jahre alt, und Jadwiga meinte, er sei das schönste Kind, das je gelebt habe. Aber sie sprach das nie aus.

Eines Tages durchzog ein Pilger das Dorf, der an die Kinder kleine Heiligenbilder mit Sprüchen verteilte.

Zu Mittag kam Hannes, der auf der Dorfstraße gespielt hatte, mit glühenden Bäckchen in den Hof gelaufen.

„Mamulka,“ rief er, „hier, hier!“

In der hoherhobnen Hand hielt er ein buntes Bildchen, das die heilige Anna mit einem Kinde im Arm darstellte.

Jadwiga sah flüchtig auf das Bild hin. „Schön, schön,“ sagte sie.

„Für dich, für dich,“ schrie der Junge und drückte ihr das Bild in die Hand. Sie sah auf das Bild und dann auf ihr Kind herab, wie auf ein Wunder. Sie begriff erst jetzt, daß der Junge ihr das Bild schenken wollte, und das gab ihr einen Ruck, wie einen Schlag. Niemals hatte ihr jemand etwas geschenkt, seit sie als Mädel in Kosel gedient hatte. Damals beschenkte die Herrschaft sie zu Weihnachten — aber das gehörte eigentlich zum Lohn, dafür diente sie der Herrschaft. Und nun der Junge! Der hatte es nicht nötig, der schenkte ihr das Bild, das er selbst bekommen hatte, nur um ihr etwas Liebes zu erweisen.

Hannes sah zu ihr auf, strahlend, lächelnd. Da bückte sie sich und hob das Kind auf und herzte und küßte es. Einen Augenblick war sie glücklich, denn sie dachte nicht an sich, nicht an ihre Schuld dem ersten Manne gegenüber und nicht an das Unglück, das, wie

sie meinte, der zweite über sie brachte. Sie dachte nur an das Kind, und wie gut und lieb es sei.

„Na, gibt es heut nichts zu essen?“ schrie Vincent von der Tür des Hauses aus. „Du bist wohl verrückt geworden, daß du da stehst und den Bengel küßt, während ich hier warte?“

Sie setzte das Kind zur Erde und ging ins Haus, schweigend und mürrisch wie immer. Sie konnte nicht von dem sprechen, was ihr das Herz bewegte.

Der Junge aber war ganz toll vor Freude und Vergnügen an diesem Tage. Er holte sich ein paar Spielgefährten aus dem Dorf, um mit ihnen auf dem Abhang hinter dem Hofe zu spielen, kollerte mit ihnen um die Wette von der steilsten Stelle herab, und es war ein Lachen, Schreien und Lärmen, als sei eine Schar übermütiger Spagen in kleine, vergnügte Jungen verwandelt worden.

Vincent war wieder einmal ins Wirtshaus gegangen. Jadwiga schaffte in ihrer eifrigen, freudlosen Weise im Hause. Nur ab und zu zuckte es wie die Andeutung eines Lächelns über ihre hartgewordenen Züge, wenn Hannes' helles Lachen die andern Kinderstimmen übertönte. Jetzt hörte die Frau die ausgelassene Schar im Hofe lärmern. Gleich darauf ertönte das Kreischen des Pumpenschwengels. Jadwiga runzelte die Stirn.

„Unnütze Rangen,“ murmelte sie. Sie hatte es

nicht gern, wenn der Hannes sich an der Pumpe zu schaffen machte. Plötzlich verstummten die Kinderstimmen. Einen Augenblick plätscherte das Wasser noch — dann hörte auch das auf, und es war still, totenstill im Hofe.

„Sie werden davongelaufen sein,“ murmelte Jadwiga; aber sie trat doch hinaus vor die Thür.

Da stand die kleine Schar dicht zusammengedrängt um die Pumpe.

„Heda, was treibt ihr?“ rief Jadwiga.

Da liefen ein paar der Jungen eilig zum Thor hinaus. Die andern standen da mit verlegenen, erschrockenen Gesichtern —, einer fing an laut zu heulen, und einer lag da unter dem Brunnenrohr, aus dem das Wasser noch langsam tröpfelte. Einen Augenblick war es Jadwiga, als stocke ihr Herzschlag. Dann stürzte sie auf die Pumpe zu. „Jesus Maria! Was habt ihr gemacht?“

Sie warf sich neben dem Hannes zur Erde, der ganz durchnäßt und regungslos unter dem Brunnenrohr lag.

„Was habt ihr gemacht?“ wiederholte sie im Tone der Verzweiflung, während sie ihren Liebling aufzurichten suchte und seinen blassen, nassen Kopf an ihre Brust drückte.

„Er hat es ja selbst gewollt,“ antwortete jetzt eine weinerliche Knabenstimme, und eine andere fiel ein:

„Es war ihm zu heiß vom Laufen, da hat er gesagt, wir sollten pumpen, so stark wir könnten, und dann hat er sich unter die Pumpe gestellt, und da — und da ist er hingefallen — —“

Das letzte Wort verklang in einem allgemeinen Schluchzen:

„Wir können doch nichts dafür!“

Nein — sie konnten nichts dafür!

In all ihrer Seelenqual fühlte Jadwiga, daß sie recht hatten, und zugleich sprang das Gefühl ihrer eigenen Schuld, das sie jahrelang nicht hatte zu Wort kommen lassen, riesengroß in ihrer Brust empor und erdrückte sie wie eine unerträgliche übermäßige Last, daß das Weib sich stöhnend über dem Kinde zusammenbog und ächzte: „Dasselbe Wasser, das unglückselige — — —“

Aber im nächsten Augenblick richtete sie sich auf und hob das Kind in ihren Armen empor.

Nein, nein, die Strafe war zu groß, das konnte, das durfte nicht sein!

Sie trug ihren Sohn in das Haus, entkleidete ihn, rieb ihn mit warmen Tüchern — dann warf sie sich selbst über ihn und suchte ihm die eigene Lebenswärme mitzuteilen.

Hannes schlug die Augen auf.

Sie schrie laut auf vor Wonne, sie, die stets karg mit ihren Liebkosungen gewesen war, sie bedeckte sein Gesicht mit Küssen, daß er sie erstaunt und glücklich anlächelte. Dann lief sie zum Herde, um ihm einen warmen, sehr süßen Kaffee, wie er ihn gern trank, zu kochen. Und dabei sprach sie, die sonst so Schweigsame, in einem fort.

„Mein liebes, liebes Söhnchen, gleich ist dein Kaffee fertig, und du wirst trinken und wirst gesund sein, und groß und stark werden! Das häßliche, kalte Wasser, das soll dir keinen Schaden tun, nicht wahr, nein? Und nie mehr wirst du an der garstigen Plumpe spielen, und wirst immer bei mir bleiben, immer, immer!“

Hannes hörte ihr zu mit geschlossenen Augen und lächelndem Munde. Er war so müde — so sehr, sehr müde. Plötzlich fröstelte er, daß er sich schüttelte. Aber schon war auch der Kaffee da. Jadwiga legte seinen Kopf an ihre Brust und hielt die Tasse, aus der der warme Dampf aufstieg an seine Lippen.

Da lächelte er wieder und trank ein paar Schluck.

„Nicht mehr,“ sagte er und glitt auf das Bett zurück.

„Ich muß schlafen, Mamulka — —“

In der Nacht schloß Jadwiga kein Auge. Das

Kind lag röchelnd und am ganzen Körper von Fieberhize glühend neben ihr.

Zwei Tage später war der Hannes tot. Jadwiga wollte es zuerst nicht glauben. Immer wieder versuchte sie, ihn zu erwärmen, und ihre Augen hingen an seinem blassen Gesicht, als wolle sie all das Leben, das noch in ihr pulsierte, auf den kleinen Körper übertragen, der allmählich erstarrte in der Kälte des Todes.

„Vielleicht wirst du noch einmal vernünftig, wenn der Junge erst weg ist,“ sagte Vincent, der das Kind nie hatte leiden mögen.

Sie antwortete nicht. Sie sprach überhaupt kein Wort zu ihm, bis das Begräbniß vorüber war.

Als sie vom Kirchhof zurückkam, begann sie ihre Sachen zu packen.

„Was machst du? Was fällt dir denn ein?“ fragte Vincent, dem ihr Wesen unheimlich wurde.

Sie sah ihn an und zuckte die Achseln, ohne zu antworten; aber sie fuhr fort, ihre Sachen in der großen, buntbemalten Holztruhe zusammenzupacken.

Am nächsten Morgen ging sie fort, aber die bunte Truhe stand in der Stube und Vincent sagte zu einem Nachbar:

„Der Tod des Kindes hat ihr den Kopf verdreht,

sie weiß nicht mehr, was sie tut. Was soll ich mit ihr machen?"

Der Nachbar, der ein erfahrener Mann war, antwortete:

„So was kommt manchmal über die Weiber und dann hilft nichts, als eine ordentliche Tracht Prügel, daß sie doch sehen, man hält noch etwas auf sie und man nimmt sich ihrer an.“

Am Abend kam Jadwiga wieder. Vincent empfing sie mit einer Flut von Scheltworten.

Sie sah ihn nur groß an und sagte: „Morgen brauche ich das Pferd, es muß meine Truhe nach Kosel bringen, ich habe mich vermietet!“

„Was?“ schrie er, „und das Vieh und die Wirtschaft? Soll alles zugrunde gehen?“

„Das ist mir egal,“ antwortete sie, „ich kann hier nicht mehr leben.“

Da schlug er sie, wie der Nachbar ihm geraten hatte, und dabei schrie er:

„Ich werde dich halb totschlagen, daß du nicht fortgannst, und wenn du doch nach Kosel gehst, hole ich dich dort und schlage dich wieder, denn ich bin dein Mann, und du sollst doch wissen, daß ich auf dich halte!“

Am andern Morgen hatte Vincent Termin in einer Streitsache mit einem Nachbar. Da spannte

Jadwiga das Pferd an, hob die Truhe auf den Wagen, obgleich ihre Arme und ihr Rücken schmerzten von den gestrigen Schlägen, und begab sich auf den Weg nach Rosel. Den Franzek, des Häuslers Wittels Sohn, der im Kolembo-Hofe manchmal half, wenn die Arbeit drängte, den nahm sie mit, der sollte das Gefährt zurückbringen. Der Weg war weit und sandig und führte zum größten Teil durch den Kiefernwald. Franzek saß vorn und lenkte das Pferd, Jadwiga saß auf ihrer bunten Truhe hinter ihm; sie sah, wie das Dorf hinter ihr zurückblieb und dann, wie die Kiefernstämmе, einer nach dem andern, an ihr vorüberglitten. Sie dachte dabei weder an den Vincent und seine Drohungen, noch an den Hannes, der auf dem Kirchhofe schlief, sie dachte immer nur das eine: Fort, fort aus dem Unglückshofe, fort von dem Brunnen mit dem bösen, mörderischen Wasser, fort, in die Ferne, an einen Ort, wo sie nichts erinnern würde an ihre Schuld und an ihr Unglück. Und da sie keinen andern Ort kannte, oder ihr kein andrer erreichbar schien, so fuhr sie eben nach Rosel. Es war ihr so sonderbar müde und schwer zu Sinne. Traumhaft glitten die Kiefern an ihr vorüber, traumhaft wiederholte sie in Gedanken immer nur das ein: Fort, fort.

Sie wußte nicht, wie lange sie so hinfuhr, sie dachte nicht darüber nach, aber sie erschraf, als der

Sandweg und der Wald ein Ende nahmen und das Rasseln des Fuhrwerks auf der Chaussee sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten weckte. Sie fuhr an einer Schenke vorüber, aus der ein paar junge Burschen kamen, ein wüstes Lied mehr brüllend als singend. Plötzlich war ihr, als sähe sie den Vincent vor sich, die Faust zum Schlage gegen sie erhoben und auf einmal wußte sie es wieder, er würde sie ja doch zurückholen, denn er war ihr Mann, er hatte das Recht dazu, und wenn der Franzek auch versprochen hatte, nicht zu verraten, wo sie absteigen würde, der Vincent würde sie schon finden. Sie schauerte zusammen, wie im Fieberfrost. Aber sie mußte doch fort — fort von dem Kolembs-Hofe und dem Brunnen und fort von dem Vincent, der „alles“ wußte, und der sich über den Tod ihres Söhnchens freute. Ach — der Hannes! Ja, der lag jetzt so still und friedlich in seinem Grabe — der hatte es gut!

Der Wagen hielt mit einem scharfen Ruck an. Sie waren das letzte Stück bergab gefahren, jetzt lag die Ober vor ihnen, sie mußten auf die Fähre warten. Es war Hochwasser, sie mußten lange warten, bis der Fährmann kam.

„Steig ab und halte das Pferd,“ rief der Mann dem Franzek zu, „die Fahrt dauert heut länger als sonst.“

Da stieg auch Jadwiga ab und setzte sich auf den Rand der Fähre, hinter dem Wagen. Wie das Wasser dahinschoß, als könne es nicht schnell genug ans Ziel kommen.

Jadwiga blickte darauf hin — wie das brauste und weiße Schaumstreifen ans Ufer klettern ließ und in der Mitte kleine Wirbel bildete — und unten auf dem Grunde war es doch gewiß ganz still — ganz still! Wenn einer dort schlief, den fand keiner, den störte niemand.

Die Fähre drehte sich. Die Leute arbeiteten mit aller Kraft, um sie durch die rasend schnell dahinfließende Mittelströmung zu bringen. Franzek und ein paar Weiber, die die einzigen Fähr Gäste waren, sahen ihnen zu. Jetzt war die Mitte überwunden, das Wasser floß ruhiger dahin, während die Fähre sich dem Ufer näherte.

„Jetzt können wir wieder aufsteigen,“ rief Franzek der Jadwiga zu. Dabei blickte er hinter den Wagen auf den Platz hin, auf dem er sie zuletzt gesehen hatte. Sie war nicht mehr da. Er rief nach ihr — die Fährleute und die Weiber sahen sich um.

„Heilige Mutter Gottes,“ schrie Franzek, die Frau ist verschwunden — es ist ein Unglück geschehen — haltet die Fähre an — die Frau muß hinabgestürzt sein!“

Einen Augenblick drängten die Menschen auf der Fähre sich dicht zusammen und blickten mit angstvoll weit aufgerissenen Augen auf das brausende Wasser hinaus. Das schoß dahin, sandte weiße Schaumstreifen an die Ufer, bildete kleine Wirbel und rauschte — von der Jadwiga war nichts mehr zu sehen. Nur ihre Truhe stand noch auf dem Wagen und die gemalten Blumen darauf leuchteten grellbunt im Sonnenschein.



Die Sachfengängerin.





Über die Dorfstraße, auf der die Pfützen vom letzten Regen her noch standen, lief ein Junge mit nackten Beinen, daß das Wasser hoch aufspritzte und die Gänse, die darin wateten, schreiend zur Seite flogen.

„Juhuhu!“ juchzte er, „juhuhu, juhuhu!“

Eine Frau sah aus einer Haustür. „Karlit,“ rief sie ihm nach, „komm herein!“

„Mutter,“ schrie er zurück, „die Mädels kommen!“

Da lief auch die Frau hinaus auf die Dorfstraße und spähte mit vorgehaltener Hand nach der Richtung hin, die er ihr wies. Dort, von der Chaussee her, die zur Eisenbahnstation führte, kam ein Trupp junger Weiber mit großen Packen auf den Rücken.

Es waren Arbeiterinnen, die im Frühjahr nach Sachsen gegangen waren und die nun in ihre dicht an der polnischen Grenze gelegene Heimat zurückkehrten.

„Aber die Sefla, die Kaborinka, die bringt was Feines mit, Mutter,“ fröhnte der Junge, „wollt Ihr wissen, was das ist?“

Er machte eine lange Nase in der Richtung der Kommenden.

„Was bringt sie denn? Sag doch, dummer Junge.“

„Hihihi,“ lachte er, „so was Feines, sag ich Euch — ein kleines Kind bringt sie mit!“

„Jesus!“ kreischte die Frau auf.

„Ich hab's gesehen,“ schrie Karli, „ein kleines Kind, juhu, ein kleines Kind!“

Ein paar Nachbarinnen kamen aus den Häusern, alle liefen den Ankommenden entgegen.

Die Letzte im Zug war Sefla Kabor. Sie trug, wie die andern, einen großen Packen auf dem Rücken. Vor der Brust aber trug sie, in ein Tuch eingebunden, das um die Schultern herumreichte — ein Kind.

Wortlos ließ sie den Redeschwall der Dörflerinnen über sich ergehen. Sie war die größte und stärkste der zurückkehrenden Arbeiterinnen, und aus ihrem gebräunten Gesicht blickten ein paar lichtblaue, dunkelbewimperte Augen weder beschämt noch zornig, nur unendlich gleichmütig auf die schwägenden Weiber herab. Endlich sagte sie: „Nun ja, das ist mein Kind,

totschlagen wollte ich es nicht — nun seht es an und redet euch satt — nachher hab ich Ruhe!”

„Du, Sefla, wie heißt denn dein Mann?“ fragte Karlik, die Sachfengängerin am Rock zupfend. Die Weiber lachten.

Da traf Seflas kräftige Hand Karliks Wange, daß der Junge laut aufheulte.

„Was hast du meinen Jungen zu schlagen,“ keifte Karliks Mutter, „so eine wie du — —“

„So eine wie ich kann für zwei arbeiten,“ antwortete Sefla mit erhobener Stimme.

„Meine Hände sind stark, der Karlik weiß es jetzt, er soll sich's merken. Und einen Vater braucht mein Kind nicht, es hat mich!“

Damit wandte sie den erregten Weibern den Rücken und schritt weiter, dem kleinen Haus zu, in dem ihre Mutter, die Witwe Kabor, wohnte.

„Lauf nur! Die Kaborinka wird sich freuen über das Enkelchen!“ riefen die Weiber ihr nach. Dann ging es an ein Fragen und Erzählen unter ihnen.

Das Kind der Sefla war erst ein paar Wochen alt, sie hatte aber nur kurze Zeit aus der Arbeit gefehlt und geschuftet wie keine andere. Sie mußte immer noch ein schönes Stück Geld nach Haus bringen.

„Aber Jesus!“ rief Karliks Mutter, „wer ist denn nur der Vater des Kindes?“

„Sie sagt es nicht,“ erklärten die Mädels, die mit Sefla gekommen waren, „aber wir denken, ob es nicht der Ezyrian Bunzik ist, der im Winter immer mit ihr getanz hat.“

„Der Ezyrian!“ schrie Karlifs Mutter, „wißt ihr denn nicht, daß der schon im Juni geheiratet hat? Eine reiche Müllerstochter hinter der Oder her hat er genommen.“

Die Sachfengängerinnen meinten, das habe er recht gemacht, denn er habe einen schönen Bauernhof, und die Raborinka sei nur eine arme Häuslerin.

„Und selbst wenn er gewollt hätte, die Sefla hätte er nicht nehmen können,“ rief Karlifs Mutter, „denn der Hof ist ihm doch abgebrannt, da mußte er eine reiche Frau haben, um ihn wieder aufzubauen.“

„Ach, ihr Mädels,“ begann eine andere Frau, „ich sag’s ja immer, die Mannsleute sind Mannsleute und alle egal! Wenn man nur wüßte, ob der Ezyrian der Vater ist!“

„Wir werden’s schon herausbringen!“ tröstete eine andere.

Aber sie brachten nichts heraus. Ja, sie erfuhren nicht einmal, wie Seflas Empfang bei der Mutter ausgefallen war. Die alte Frau sprach nie davon, und Sefla schien das Sprechen fast ganz verlernt zu haben. Und da man bei den Rabors das Kind als etwas

Selbstverständliches aufzufassen schien, gewöhnten sich auch die andern allmählich an sein Dasein.

Der Ezhrian Bunzik bekam zuerst ein paar Redensarten zu hören, aber er suchte nur die Achseln, oder wurde grob. Und da er der Sefla gerade so auswich, wie sie ihm, so ließ man am Ende beide in Ruh.

Im Frühjahr war Kindtaufe beim Ezhrian. Sefla stand am Fenster, als Ezhrians Wagen vorüberfuhr, um das Kind zur Kirche zu bringen. Sie sah den Bauern neben der Gevatterin sitzen, die das in einem Bündel von Tüchern verpackte Kind hielt. Der Knecht, der den Wagen lenkte, hatte eine neue Mütze auf, und die Pferde hatten neues Geschirr mit roten Troddeln an den Ohren, und der Ezhrian sah nach den Troddeln und drehte Seflas Fenster den Rücken zu, als er vorüberfuhr. Sefla bemerkte das alles. Dann nahm sie ihren Sohn in die Arme, küßte und herzte ihn und murmelte: „Du hast mich, und ich habe dich, und wir brauchen keinen sonst, wir beide!“

Bald darauf ging sie wieder nach Sachsen, und die alte Rabor pflegte den kleinen Joseph, daß er ein strammer Bube wurde, der der Mutter auf festen Beinchen entgegenlief, als sie im Spätherbst heimkehrte.

Im Winter begrub der Ezhrian sein Kind. Am Tage nach dem Begräbnis kam Sefla mit einer Holz-

ladung aus dem Wald heim. An der einsamsten Stelle des Weges, zwischen dichten Fichtenschonungen begegnete ihr Eghrian.

Er sah blaß aus, und die Stimme zitterte ihm, als er Sefla anrief.

Sie ging ruhig weiter, indem sie die schwere Holzbürde trug, als sei sie federleicht.

„Sefla,“ rief er nochmals, „warte doch und hör mich an!“

Sie blieb stehen.

„Was willst du von mir?“

„Sefla — ich möchte für den kleinen Joseph etwas tun; die Heiligen strafen mich, sie haben mir mein Söhnchen getötet, und der Joseph lebt und ist gesund!“

Sie sah ihn finster an.

„Was kümmert dich der Joseph?“

„Sefla,“ begann er wieder, „ich möchte die Heiligen versöhnen, denn mein Weib kommt wieder in die Wochen —“

Sie lachte kurz auf.

„Geh mir aus dem Weg und laß mich zufrieden.“

Sie schritt weiter, aber Eghrian blieb an ihrer Seite und bat: „Nimm doch das Geld für den Joseph, Sefla, ich habe es in der Tasche, und jetzt wird er doch warme Sachen brauchen —“

„Was er braucht, das wird er haben, und du hast

nicht danach zu fragen. Ich will nicht, daß du von dem Joseph sprichst, das möchte ihm Unglück bringen!“

„Aber, Gesla, ich bin doch sein Vater!“

„Wer sagt das? Ein Betrüger bist du, ein elender, und wenn die Heiligen dich strafen, so tun sie recht!“

„Sei doch nicht so hart! Du bist mir doch gut gewesen! Denk an den Abend, als wir zusammen aus dem Kretscham kamen.“

Wieder lachte sie.

„Ja, an dem Abend brannte dein Hof ab, da mußttest du dich schnell besinnen, daß du eine reiche Frau bekamst, um ihn wieder aufzubauen!“

„Gesla, ich kann doch nichts dafür, daß der Hof abbrannte, gerade damals, als wir dachten, daß wir ein Paar werden sollten — —“

„Wirst du jetzt schweigen!“ herrschte sie ihn an. „Ich will nichts mit dir zu schaffen haben, nie und niemals, laß mich in Ruhe, sag ich dir!“

Von der Fahrstraße her hörte man das Anarren von Rädern und eine rauhe Stimme, die den Pferden zurief.

„Fuhrmann Jakeß,“ schrie Gesla, „warte einen Augenblick und nimm mich mit bis zum Dorf!“

Da drückte Gzyrian sich in den Schatten der Fichten, und sie ging dem Fuhrmann entgegen.

Seitdem hatte Ezhrian nicht mehr den Mut, sie anzusprechen.

Die Jahre vergingen. Die Erste, die das Dorf im Frühjahr verließ, und die Letzte, die im Herbst dahin zurückkehrte, war Sefla; und im Winter ver-
tat sie nicht, was sie im Sommer erworben hatte, son-
dern suchte Arbeit mit Waschen und Nähen. Die Holz-
wände ihres Hauses ließ sie durch Ziegelmauern er-
setzen und einen Stall daneben aufführen; und die alte
Kaborinka sorgte für den Garten und den Enkel, der
um die Wette mit den großen Krautköpfen, die die
Großmutter zog, gedieh. Als er vierzehn Jahre alt war
und die Schule verließ, fuhr Sefla mit ihm nach dem
Bergwerkdistrikt, wo ein Bruder von ihr angestellt war.

„Ich bringe dir den Joseph,“ sagte sie zu ihrem
Bruder, „er hat Lust zum Bergmann, und er ist
jetzt so weit, daß er eine Männerhand über sich
braucht.“

„Warum gibst du ihm keinen Stiefvater?“ fragte
der Bruder, „so eine wie dich möchte mancher zur
Frau, so stark und geschickt, wie du bist!“

Sie zuckte die Achseln.

„Wenn ich stark und geschickt bin, soll's dem Joseph
zugute kommen. Was kümmern mich fremde Männer?
Solange die Mutter lebt und das Anwesen in Ordnung
hält, gehe ich nach Sachsen, das gefällt mir besser.“

So blieb alles beim alten.

Ein paar Jahre später starb die Raborinka. Joseph war ein großer, starker Mensch geworden, der der Mutter glich und der täglich seine drei Mark verdiente, was seiner Mutter unerhört viel Geld erschien.

„Jetzt will ich zu Hause bleiben,“ sagte Sefla, „der Joseph verdient mehr, als er braucht, und ich kann leben von der Arbeit, die ich hier finde, und von dem, was der Garten bringt. Und Sonntag kann der Joseph zu mir kommen, daß er doch weiß, wo er zu Hause ist.“

Das hätte eine gute Zeit für Sefla werden können, denn sie hatte keine Sorge, und Joseph war ein hübscher, fleißiger Mensch, dem die Mädel gern nachsahen; aber Sefla fehlte es, daß sie nicht mehr nach Sachsen ging. Sie hatte nun so viel Zeit zum Nachdenken. Da war der Hof des Ezhrian am andern Ende des Dorfes, und so oft Sefla daran vorbeiging, regte sich etwas in ihr, wie ein schnell aufflammendes Feuer, das ihr das Blut heiß machte. Gearbeitet hatte sie wie keine andere, und ihr kleines Anwesen gedieh und war von Jahr zu Jahr stattlicher geworden. Was war das alles aber gegen den Hof des Ezhrian? Wie klein und ärmlich war ihres Josephs Erbe im Vergleich zu Ezhrians Besitztum! Und da hinein hätte ihr

Joseph gehört als Sohn und Erbe, wenn es eine Gerechtigkeit in der Welt gäbe!

Des Sonntags saß Ezhrians Weib in der Kirche Sefla gegenüber, sein Weib und sein einziges Kind, eine Tochter, die so weiß und fein aussah wie ein Heiligenbild. Alle andern Kinder waren gestorben. Das war die Strafe des Himmels, dachte Sefla, aber warum war nun gerade diese Tochter leben geblieben? Sefla konnte in der Kirche nicht mehr beten. Sie mußte immer die Barbara, des Ezhrians Tochter, ansehen, und krause Gedanken gingen ihr dabei durch den Sinn.

Zur Kirmeß kam Joseph ins Dorf, und als er mit Barbara tanzte, bis ihr weißes Gesicht glühte, da stand Sefla draußen vor dem geöffneten Fenster der Wirtshausstube und verwandte keinen Blick von dem Paar.

Plötzlich trat Ezhrian neben sie. Er lehnte sich an die Mauer, daß man ihn drinnen in der Stube nicht sehen konnte, und seine tiefliegenden Augen blickten unruhig und geängstigt aus seinem blassen Gesicht.

„Siehst du das?“ zischte er leise. „Verbiete deinem Sohn, daß er zum Tanz herkommt.“

Ein unbändiger Trotz loderte ihm aus Seflas Blick entgegen.

„Schließ du doch deine Tochter ein,“ gab sie ihm zurück.

Er schüttelte den Kopf.

„Sesla, was zuviel ist, das ist zuviel!“

„Ja, Ezyrian, dein Maß ist schon lange voll.“

In der Wirtsstube hielt Joseph noch immer des Ezyrians Tochter im Arm, obgleich der Tanz zu Ende war.

„Rufe ihn heraus, Sesla!“ raunte Ezyrian.

Sie schüttelte den Kopf.

„Was geht es mich an? Der Joseph ist alt genug, er kann tun, was er will!“

„Aber, Sesla, denk doch, die Sünde —“

Sie lachte kurz auf.

„Was weiß ich?“

Der Tanz begann schon wieder. Joseph wirbelte mit seiner Tänzerin durch die Wirtsstube. Dann ließ er frisches Bier auftragen und hielt frei, daß alle sich um ihn drängten, als sei er der Erste im Dorf.

In der Nacht nach dem Tanz konnte Sesla nicht schlafen. Immer sah sie den Joseph vor sich und die Barbara — es war so ein schönes Paar, und das Mädcl erbte den Hof des Ezyrian, der dem Joseph hätte gehören müssen, und wenn sie nicht seine Schwester gewesen wäre, hätte er sie heiraten können, und alles wäre seinen rechten Gang gegangen.

„Aber sie ist keine Schwester!“

Sesla hatte es laut vor sich hingesprochen. Sie erschrak über ihre eigene Stimme. Sie setzte sich auf und zündete Licht an. Mit weitgeöffneten Augen blickte sie um sich, als sei sie in einem fremden Raum. Lange Schatten lagen über dem Fußboden, und das Muttergottesbild über der Kommode blickte Sesla an mit großen, lebendigen Augen, daß Sesla sich unwillkürlich bekreuzte. Sie löschte das Licht aus, aber sie fühlte auch in der Dunkelheit die Augen auf sich gerichtet. Und dann waren es nicht mehr die Augen der Muttergottes, die sie vor sich sah, sondern das Gesicht der Barbara, und ihr war, als hielte die Heilige das Mädchen bei der Hand und führte sie ihr entgegen. Sesla sah sie so deutlich vor sich, daß sie wieder Licht anzündete, um sich zu überzeugen, ob sie nicht wirklich da sei. Da war keine Barbara, aber das Muttergottesbild blickte lächelnd zu Sesla hinüber.

Am Morgen hatte Sesla Kopfschmerzen. Sie ging umher wie im Traum, und es litt sie nicht mehr bei ihrer ruhigen, stetigen Arbeit. Alles, was sie begann, kam ihr so unwichtig und gleichgültig vor. Sie ging endlich hinaus auf eine Anhöhe, von der aus man Cyrians Hof sehen konnte. Da setzte sie sich hin und starrte hinüber.

„Von Rechts wegen mußte er dem Joseph ge-

hören," murmelte sie. Sie wiederholte das immer vor sich hin, und dazwischen hörte sie, wie der Wind durch die Kiefern fuhr, mit denen die Anhöhe bestanden war, und wie die Krähen krächzten, wenn sie über die Bäume hinslogen.

„Warum ist die Barbara am Leben geblieben?“ fragte sie plötzlich, „und warum gefällt ihr gerade der Joseph so gut?“

Sie schüttelte den Kopf, zog ihr Tuch fröstelnd um die Schultern und ging nach Hause.

Von da an vernachlässigte sie ihre Wirtschaft. Die kleinen Erträge, die sonst ihren Stolz ausgemacht hatten, erfreuten sie nicht mehr. Ihre Hände ruhten, und ihre Gedanken mühten sich unablässig, eine Antwort auf alle Fragen zu finden, die ihr durch den Kopf gingen. In der Nacht meinte sie Stimmen zu hören und seltsame Gesichter zu sehen, und einmal wachte sie darüber auf, daß sie ganz laut gesagt hatte: „Die Heiligen haben die Barbara am Leben erhalten für den Joseph!“

Eines Tages kam das Mädchen zu ihr.

„Der Vater hat mich geschlagen, weil mir der Joseph geschrieben hat,“ klagte Barbara weinend. „Ihr seid seine Mutter, darum komme ich zu Euch, denn ich lasse nicht von dem Joseph, und wenn mich der Vater totschlägt!“

Sesla starrte sie an, als sei eine ihrer nächtlichen Erscheinungen Wahrheit geworden. Sie dachte an den Ezhrian, und daß es eine Zeit gegeben hatte, wo sie ebenso um jenen geweint hatte.

„Es ist recht, daß des Ezhrian Tochter hier um den Joseph weint,“ murmelte sie. Sie sah das Mädchen an. Sie haßte und liebte es zu gleicher Zeit.

„Ich kann dir nicht helfen,“ sagte sie rauh.

Da schluchzte Barbara: „Ach mein Joseph, mein Joseph! Wenn Ihr uns nicht helfen wollt, wer soll es sonst tun? Erbarmt Euch doch, ich flehe Euch an! Um der heiligen Jungfrau willen, erbarmt Euch!“

Sie hob die Hände zu dem Muttergottesbild auf, das auf sie herablächelte, und Sesla dachte an ihren Traum, wie die Heilige das Mädchen an der Hand gehalten und ihr zugeführt hatte. Und in diesem Augenblick wußte sie plötzlich: es war kein Traum gewesen, sondern eine Erscheinung, die ihr, der Sesla, hatte kundtun sollen, daß ihre Angelegenheit ein Ausnahmefall sei, und daß die Heiligen nichts dagegen hätten, wenn aus der Barbara und dem Joseph ein Paar würde. Sie hatten es ihr von Anfang an in das Herz gegeben, den Vater des Joseph zu verleugnen wegen der dummen Leute, die die Meinung der Heiligen doch nicht verstanden hätten. Aber die lieben Heiligen waren viel klüger als die Menschen und hatten

alles so eingerichtet, damit das viele Leid und die viele Mühe, die Gessla im Leben erduldet hatte, gesühnt und ausgeglichen würden. Das alles fuhr Gessla blitzschnell durch den Kopf, und plötzlich lachte sie laut auf, daß Barbara, die ihre Lustigkeit nicht begreifen konnte, sie erschrocken ansah.

„Dummes Mädel,“ rief Gessla, immer noch lachend, denn eine große Freude war über sie gekommen, „dummes Mädel! Du bist die einzige Tochter, dein Vater muß doch zuletzt tun, was du willst. Und wenn du den Joseph willst — sieh zu, was du für ihn tun kannst!“ Und lachend und vor sich hinmurmelnd, verließ sie die Stube und ging in den Ziegenstall, wo sie sich zu tun machte.

Die Barbara stand noch eine Weile auf derselben Stelle und sah ihr nach. Dann wurde sie plötzlich rot und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Die Mutter hat recht,“ murmelte sie, „ich bin die einzige Tochter, und was will der Vater machen, wenn —“

Sie trat an die Kommode, nahm die Photographie des Joseph, die darüber hing, von der Wand und küßte sie. Dann ging sie getröstet nach Hause.

Vom Stall her sah Gessla ihr nach.

Sie nickte vor sich hin.

„Ja, ja, die Heiligen sind gerecht,“ dachte sie,

„die Barbara wird leiden und weinen, wie ich gelitten und geweint habe, aber dann wird mein Joseph als Herr auf Cyrians Hof sitzen, und Cyrian wird sich wohl hüten, den Mund aufzutun, denn er hat sich immer vor den Leuten gefürchtet, und keiner weiß es ja sonst!“

Da läutete die Abendglocke im Dorf.

Sesla mußte an den Pfarrer und an die Kirche denken. Ein Schauer überrieselte sie. War's nicht doch eine große Sünde? Aber nein, die Heilige hatte ihr ja selbst die Barbara an der Hand zugeführt, und wenn's für andere eine Sünde war, für Sesla war es keine, denn sie machte dadurch das große Unrecht, das nicht bloß an ihr, sondern auch an dem Joseph begangen worden war, wieder gut. Und weil es für sie keine Sünde war, die sie begehen wollte, darum ging es auch den Pfarrer nichts an, und sie brauchte es nicht zu beichten.

Über dem Dorf stieg der Vollmond groß und feurig rot auf. Sesla dachte nicht daran, schlafen zu gehen. Sie lief hinaus auf die Anhöhe und sah, wie die Lichter in Cyrians Hof aufblitzten.

„Das alles wird meinem Joseph gehören,“ dachte sie, „er wird der Reichste und Angesehenste im Dorf sein, wie er auch der Schönste und der Klügste ist!“

Eine wilde Freude bemächtigte sich ihrer und er-

stidte alle Zweifel und die letzten Gewissensregungen. Sie fühlte den Drang, laut zu singen und zu schreien. Aber sie bezwang sich. Niemand brauchte schon jetzt zu wissen, weshalb sie sich freute. So summt sie nur leise vor sich hin, Melodien von Tänzen und von Kirchenliedern, alles durcheinander, aber leise, ganz leise, daß keiner es hörte, als etwa die Krähen, die wieder über ihr in den Kiefern saßen. Der Mond war jetzt nicht mehr rot, sondern stand blaß und silbern inmitten des dunklen Nachthimmels und schien verwundert auf die einsame Gestalt herabzublicken, die da unter den Kiefern saß und unverwandt nach dem Hof hinstarrte, in dem die Lichter eins nach dem andern verlöschten.

Sesla nickte mit dem Kopf, murmelte und sang leise vor sich hin, und die Herbstnacht lag kühl und dunkel über den Feldern, alles Leiden, Freuen und Hoffen der kleinen Menschen in ihren großen, geheimnisvollen Schatten hüllend.

Am nächsten Sonntag ging Sesla nicht zur Kirche. Sie ging ruhelos vom Haus in den Hof, vom Hof in das Haus, immer vor sich hinmurmelnd und leise singend. Da sah sie den Joseph über die Straße daherkommen. Er ging sehr eilig, er lief beinah, und er sah rot und erhitzt aus, als er in die Stube trat.

Sie sah ihn an, es überrieselte sie wie Fieber-

schauer, als sie in seine Augen blickte, aber sie beherrschte sich.

„Hast du's so eilig zu deiner Mutter?“ fragte sie mit rauher Stimme.

„Mutter,“ leuchte er, „ich komme zu Euch, weil ich die Wahrheit wissen muß!“

Er trat dicht vor sie hin, sein heißer Atem umwehte sie.

„Ist der Eghrian Bunzik mein Vater, oder ist er nicht mein Vater, ja oder nein?“

Sesla war, als schlug ihr jemand mit einem Hammer auf den Kopf. Es wurde ihr schwarz vor den Augen. Aber plötzlich sah sie den Hof des Eghrian vor sich und die Barbara, die um den Joseph weinte, und da lachte sie auf, laut und gellend, daß der Joseph sie mit entsetzten, weit aufgerissenen Augen anstarrte.

„Mutter, antwortet mir —“

„Du hast ja Schnaps getrunken,“ kreischte sie, „ich rieche es, du Trinker, du!“

Er sah sie mit wilden Augen an.

„Sie haben mich toll gemacht, sie sagten, die Barbara wäre meine Schwester, da trank ich in der Wut, aber ich bin nicht betrunken, ich weiß, was ich sage, und jetzt will ich's wissen: ist das wahr mit der Barbara?“

„Jesus Maria, wirfst du mich in Ruhe lassen?“

Kommt er betrunken zu seiner Mutter, was soll das dumme Fragen, he?" Sie begann mit dem Holz zu wirtschaften, das am Herd aufgeschichtet lag. Da packte er sie an den Schultern und hielt sie fest, daß sie ihm ins Gesicht sehen mußte. „Schwört Mutter,“ fleuchte er.

Sie verfärbte sich, ihre Zähne schlugen aufeinander wie im Schüttelfrost, aber dann machte sie sich mit einer heftigen Bewegung los, und als sie fühlte, daß sie noch Kraft in den Armen hatte, da wußte sie auch wieder, daß sie keine Sünde beging, weil sie eine Schuld sühnte, und mit heiserer Stimme schrie sie es ihm entgegen: „Geh, heirate die Barbara, du tust keine Sünde, geh!“

„Schwört, daß sie nicht meine Schwester ist!“

Sie drehte ihm den Rücken und begann mit lauter Stimme ein Kirchenlied zu singen.

„Es geht um Leben und Tod, Mutter, schwört!“

Sie fuhr fort, zu singen, während sie mit fieberhafter Hast alles, was ihr unter die Hände kam, durcheinanderwarf.

Da umschlang er sie noch einmal und drückte ihre Arme so fest, daß sie aufschrie: „Jesus Maria, wirßt du mich loslassen!“

„Nur wenn Ihr schwört, Mutter!“

„Ich schwöre nicht!“

Da sanken seine Hände von ihren Armen wie kraftlos.

„Was bist du denn für einer, daß du verlangst, ich soll schwören, wenn ich doch nicht schwören will? So ein dummer Mensch, so ein dummer —“

Seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Ton darüber kam, er wandte sich ab und ging hinaus.

Sie schrie und sang noch eine Weile vor sich hin, plötzlich hielt sie inne und besann sich, was sie tun sollte. Sie lief hinaus, dem Joseph nach, aber er war nicht mehr zu sehen, er mußte wohl gerannt sein, als ob Feuer hinter ihm brenne.

Nun wartete sie. Sie meinte, er würde zurückkehren, aber er kam nicht. Sie ging durch das Dorf bis zum Wirtshaus und fragte nach ihm. Er war nicht dort gewesen, aber ein Arbeiter hatte einen Mann gesehen, der sehr eilig zur Eisenbahnstation gelaufen war. Das mochte er wohl gewesen sein.

Am andern Tage sprachen die Leute von einem Unglück, das im nahen Kohlenrevier passiert sei. An einer Grube waren Reparaturarbeiten zu machen gewesen. Die Sache war zum Teil nicht ungefährlich. Freiwillige waren aufgerufen worden, und einer von den Direktoren war selbst mit eingefahren, um den Leuten Mut zu machen. Sie waren verunglückt, der Direktor und die Arbeiter, alle tot.

Die Leute erzählten es Sefla. Es war die Grube, an der der Joseph arbeitete.

„Er ist nicht dabei,“ sagte sie und blieb in ihrem Hause, während andere zum Bahnhof liefen, um neuere Nachrichten zu erfragen.

Am Abend stürzten ein paar Nachbarinnen in Seflas Haus.

„Jesus Maria, steh uns bei! Weißt du's schon, Sefla? So ein Unglück, so ein schreckliches Unglück!“

Sefla wurde freideweiß.

„Daß es ihn auch gerade treffen mußte,“ heulten die Weiber, „aber es trifft immer die ‚einzigen‘.“

„Joseph!“ schrie Sefla auf, daß es die andern durchschauerte.

Sie mußte sich setzen, sie brachte kein Wort mehr heraus.

Da erzählten sie ihr, was sie von den Arbeitern, die aus dem Kohlenrevier gekommen waren, gehört hatten.

Freiwillig hatte Joseph sich zu dem gefährlichen Weg gemeldet, aber er hatte die Nacht vorher mit ein paar andern getrunken, er, der sonst niemals trank. Und nun war das Unglück geschehen . . .

„Joseph!“ schrie Sefla noch einmal wild auf. Dann lag sie lang ausgestreckt auf dem Fußboden, als sei sie tot.

Viele Nachbarn hatten sich vor der Hütte versammelt, in der Stube drängten sie sich Kopf an Kopf, daß eins dem andern im Weg stand. Man bemühte sich um Gessla, erzählte ihr das Unglück immer wieder und wieder und ermahnte sie, die wie geistesabwesend schien, zu weinen und zu beten, denn es sei sündhaft, so starr dazusitzen bei einem solchen Unglück. Da ermannte sie sich und stand auf und sah die Versammelten an, als erkenne sie sie nicht. Und über sie hinweg fiel ihr Blick auf das Madonnenbild über der Kommode, und in ihren Augen leuchtete es auf wie von einer plötzlichen Erkenntnis.

„Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein,“ sagte sie mit rauher Stimme.

„Es ist wahr, sie haben deinen Sohn eingefahren sehen,“ schrien die Weiber, „er ist tot, und die andern, und der Direktor — alle sind sie tot.“

Gesslas Augen glühten.

„Habt ihr eine Bescheinigung vom Gericht? Bringt mir eine Bescheinigung, oder bringt mir ihn selbst! Und nun hinaus ihr alle, was wollt ihr hier? Hinaus, hinaus!“

„Sie hat den Verstand verloren!“ sagten die Nachbarn. Gesslas wildblickende Augen flößten ihnen Furcht ein.

Bögernd verließen sie die Hütte, und Sefla schloß die Thür hinter ihnen zu.

Die ganze Nacht hindurch hörte man sie in ihrer Hütte Marienlieder singen. Man konnte auch sehen, daß Kerzen vor dem Bild brannten.

Am Morgen bekam Sefla die amtliche Mitteilung vom Tod ihres Sohnes.

Vergeblich versuchten die Nachbarn zu ihr zu dringen. Ihre Thür war verschlossen, nichts regte sich in der Hütte.

In der folgenden Nacht brannte der Hof des Gyzrian Wunzif ab. Das Feuer war an allen vier Seiten auf einmal ausgekommen, es erschien wie ein Wunder, daß kein Menschenleben bei dem Brand zugrunde gegangen war. Wenigstens glaubte man das zuerst, denn alle Insassen des Hofes hatten sich gerettet.

Als aber die Asche weggeräumt wurde, fand man das verkohlte Skelett einer ungewöhnlich großen Frau darunter.

Sefla Rabor aber hat keiner mehr nach dem Brand gesehen.



Gift.

८५



Vor dem ober-schlesischen Landstädtchen Marienberg zieht sich eine lange Reihe von Scheunen hin; denn die Bürger sind meist auch Ackerbauer. Wenn man, von der Chaussee kommend, das Städtchen mit seinen beiden Kirchtürmen und roten Dächern, umgeben von einem Kranze grüner Bäume, liegen sieht, meint man, die Leute dort müßten inmitten ihrer Gärten und Felder ein idyllisches Leben führen. Hat man aber erst einmal am Schenktisch des Gasthofs „Zum weißen Adler“ gegessen, so bekommt man eine andere Ansicht. Tatsächlich gibt es mehr Zanf als Eintracht in dem idyllischen Neste; denn gerade weil man aufeinander angewiesen ist, kennt man auch die Schwächen seiner Nachbarn allzu genau und beschäftigt sich mit ihnen, wahrscheinlich aus Mangel an anderweitiger Zerstreuung, recht ausgiebig.

Die streitbarsten Mannen am Stammtisch waren der Apotheker Stanischewski und der Müller Walzek. Der Müller behauptete, eine gute Fuhre Dünger sei mehr wert als des Apothekers ganzer Giftkram, und das Klappern seiner Mühle sei inhaltsvoller als die gelehrten Geschichten, die der Apotheker aus seinem Laboratorium zu erzählen pflegte. Damit traf er des Apothekers empfindlichsten Punkt und verdarb diesem die Laune so weit, daß das Bier am Stammtisch ihm schließlich nicht mehr schmeckte. Die Äcker beider stießen aneinander; da gab es nun endlose Zänkereien wegen unbefugten Hütens, nichtberechtigten Betretens der beiderseitigen Felder und dergleichen mehr. Am Ende führte der Müller an seiner Grenze einen Drahtzaun auf, den der Apotheker als hochmütige Verschanzung bezeichnete, und über den sich die Frau Apothekerin bei ihren Honoratioren-Kaffees mokierte. Es war aber in diesen Kaffeegesellschaften nicht bloß von Drahtzäunen die Rede, sondern auch von alten Geschichten, die vor zehn Jahren passiert sein sollten, und von denen man nur leise und mit heimlichem Gruseln zu sprechen wagte. Damals hatte auch die Müllersfrau noch nicht vergessen gehabt, daß sie doch bloß eine Bauerntochter aus einem Oberdorf war; damals hatte sie auch noch ländliche Kleidung getragen, wie es sich für sie gehörte. Jetzt pudte sie sich und wollte es den Städterinnen

gleich tun, die doch niemals mit der Bauerntochter verkehren würden, wenn sie auch reicher war als alle anderen. Der Reichtum der Müllersleute war ja eben der Punkt, um den sich die dunkeln Gerüchte drehten, und die Frau Apothekerin pflegte mit zum Himmel erhobenen Augen zu sagen: „Die Heiligen mögen wissen, ob das alles mit rechten Dingen zugeht.“

Durch kleinlichen Ärger reichlich genährt, schwelte der Haß des Apothekers gegen den Müller langsam weiter, bis ein Brand, der auf unerklärliche Weise in der Scheune des Müllers ausbrach, auch den alten Haß zur hellen Flamme entfachte. Der freiwilligen Feuerwehr gelang es nämlich erst dann des Brandes Herr zu werden, als auch die benachbarte Scheune des Apothekers niedergebrannt war. Während zudem der Müller mit seinem Gebäude gut versichert war und sein Getreide schon vermahlen hatte, verbrannte das Korn des Apothekers; auch war seine Versicherung eine geringe, die den Schaden bei weitem nicht deckte.

Wer es nun zuerst ausgesprochen hatte, das wußte nachher niemand, aber das Gerücht kam auf, der Müller hätte die baufällige Scheune angezündet, um die hohe Versicherungssumme herauszubekommen. Das Gerücht nahm solche Dimensionen an, daß die Staatsanwaltschaft sich darein mischte, und bei dem Zeugenverhör kamen nun auch plötzlich die alten Geschichten

zum Vorschein, von denen man nur gemunkelt, die man aber nie vergessen hatte. Damals vor zehn Jahren war das ganze Mühlengehöft unter ähnlichen Umständen, wie jetzt die Scheune, abgebrannt, und zugleich passierte die Geschichte mit der jungen Schwester des Müllers, der Paulina Walzek, die mit zwanzig Jahren plötzlich gestorben war, gerade in dem Augenblick, da der Müller ihr zur Ausstattung ein Erbteil von dreitausend Mark hätte auszahlen müssen.

Es „tat dem Apotheker sehr leid, daß er in dieser Sache befragt wurde“, aber da es einmal geschah, so konnte er allerdings nicht umhin, zuzugeben, daß er kurz vor dem Tode der Paulina Walzek ihrem Bruder gegen Giftschein Arsenik verkauft habe, da die Rattenplage in der Mühle damals sehr arg gewesen sein sollte.

Der Tischler Marzischek, der gegenüber der Mühle wohnte und der die Paulina hatte heiraten wollen, erinnerte sich nun auch wieder ganz deutlich des damaligen Brandes.

„Ich wachte in der Nacht auf,“ sagte er aus, „weil der Hund so bellte. Da sah ich auch gleich, daß die Flammen aus dem Dache der Mühle schlugen. Als ich aber in den Hof kam, da war schon das Vieh aus den Ställen getrieben und die Betten und guten Sachen aus dem Hause auf die Straße gebracht; bloß die

Paulina sah ich nicht. „Wo ist deine Schwester?“ fragte ich den Müller. „Sie hat ja Beine und Augen und Ohren, die wird nicht verbrennen,“ antwortete er. Ich aber hinein in das Haus und die Treppe hinauf; denn die Paulina schlief in der Giebelstube. Wie ich hineinkam, da war alles voller Rauch, und die Paulina lag ausgestreckt auf der Diele, wie tot. Die Treppe fing schon an zu brennen, aber ich habe das Mädchen doch noch hinuntergetragen. Da ist dann der Müller dazugekommen und hat ein großes Geschrei gemacht, und wir haben sie unter die Pumpe gelegt und Wasser über sie laufen lassen, bis sie wieder zu sich gekommen ist. Acht Tage später aber ist sie doch gestorben; denn das Fieber ist plötzlich über sie gekommen und schreckliche Schmerzen, daß sie sterben mußte. Vorher ist sie aber immer gesund gewesen; darum denke ich, es hat ihr einer was angetan.“

Marzischek wurde befragt, warum er seinen Verdacht nicht gleich damals ausgesprochen hätte. Da sagte der Tischler, das Leben sei ihm verleidet gewesen, und er sei auf die Wanderschaft gegangen; denn lebendig machen hätte er die Paulina doch nicht gekonnt, wenn er auch zehnmal den Müller angeklagt hätte. Aber geheuer sei ihm die ganze Sache nicht gewesen.

Der Müller war während der Verhandlungen totenblaß und sah nur ab und zu seine Frau an, die

das Gesicht in den Händen versteckte und bitterlich weinte.

„Ich habe nichts Unrechtes getan, es ist alles bloß Neid und Bosheit,“ wiederholte er stets. Aber er wurde doch in Haft genommen, und der Prozeß ging seinen Gang.

Walzer war nach Ratibor ins Gefängnis abgeführt worden.

„Ja, ja, Hochmut kommt vor dem Falle,“ sagte die Apothekerin und ging öfter als nötig am Mühlengehöft vorbei, auf dem jetzt die Frau allein wirtschaftete.

„Heute habe ich die Müllerin gesehen,“ berichtete sie eines Tages ihrem Manne. „Ganz blaß ist sie geworden und blickt einen nicht mehr so gerade an wie sonst. Die Augen sehen ordentlich eingesunken aus.“

Die Apothekerin schien sehr befriedigt von ihren Wahrnehmungen, bekam aber keine Antwort von ihrem Manne; denn er war ganz vertieft in das Lesen einer ihm kürzlich zugeschickten Broschüre, an deren Rand er verschiedene Bleistiftstriche machte. Gegen Abend ging er zum Küster, und nach vielem Hin- und Herreden entschloß sich dieser, dem Apotheker ein paar Papierblumen aus einem der Totenkränze mitzugeben, wie sie die Bauern ihren verstorbenen Mägdlein auf-

setzen, und die sie zum Andenken an die Dahingeschiedenen hinter den Altar hängen.

„Die Kränze sollen verboten werden, weil sie mit Schweinfurter Grün gefärbt sind,“ sagte der Apotheker, „und ich will doch einmal in meinem Laboratorium prüfen, ob der Unfug auch hier bei uns im Gange ist.“

Er nahm die Blumen mit sich und untersuchte sie in seiner gewohnten peinlichen und wichtigtuerischen Art, wobei er nicht umhin konnte, öfters zu murmeln: „Der Dummkopf, der Walzek, von Chemie hat er nicht die leiseste Ahnung, aber das große Maul hat er immer. Na, jetzt wird er wohl klein werden!“

Nach solchen Abschwweifungen vertiefte er sich wieder in die Analyse des Farbstoffs der Totenblumen.

Die Klingel in der Apotheke wurde gezogen. Da der Provisor ausgegangen war, mußte Stanischemski selbst sich hinunter bemühen.

„Was gibt es denn? Ich bin gerade sehr beschäftigt in meinem Laboratorium,“ sagte er, als er den Tischler Marzischek erkannte, der immer gesund war und schwerlich als Kunde zu ihm kam.

Marzischek behielt auch gleich die Thür in der Hand und rief: „Ich bin gleichfalls sehr eilig, bloß — die Paulina Walzek, die wird morgen ausgegraben, das wollte ich Ihnen ja nur sagen, denn Sie werden sich doch freuen, daß es so weit ist!“

Der Apotheker riß die Augen weit auf.

„Die Paulina?“ stammelte er.

„Ja, ja, es ist, wie ich sage. Guten Abend auch!“

Weg war er; denn er hatte es sehr eilig, seine Botschaft, die er, wer weiß durch welche Hintertüren erfahren hatte, weiter zu verbreiten.

Der Apotheker sah ihm nach, schüttelte den Kopf und ging dann leise und vorsichtig, als habe er etwas zu verbergen, in sein Laboratorium zurück. Dort nahm er die Broschüre über das Schweinfurter Grün zur Hand, las, warf sie weg und schüttelte wieder den Kopf.

Ein paar Tage später erschien der Element Walzet, der dreizehnjährige Sohn des Müllers, in der Apotheke.

„Na, was willst du denn?“ fragte der Apotheker nicht eben freundlich.

Da hob der Junge sein hübsches, noch halb kindliches Gesicht zu ihm empor, und während er sich vergeblich bemühte, die Tränen hinunterzuwürgen, die seine Stimme zu ersticken drohten, brachte er stockend die Worte hervor: „Sie sind doch so ein gelehrter Herr, Herr Apotheker, und — da möchten Sie uns doch raten — denn es ist etwas nicht richtig.“

Durch die Anerkennung seiner Gelehrsamkeit zwar

ein wenig besänftigt, war der Apotheker doch nervös und ungeduldig.

„Was ist nicht richtig, und was soll ich raten? Zuerst rede so, daß man dich verstehen kann,“ fuhr er den Jungen an.

Dem liefen jetzt die dicken Tränen über die Backen, und halb schluchzend, halb schreiend, brachte er heraus: „Sie haben das Gift, das niederträchtige, in der toten Paulina gefunden, und der Vater soll dafür sterben, sagen sie. Jesus, Maria und Joseph, mein Vater, mein Vater!“

Der Junge schluchzte herzbrechend. Den Apotheker überlief ein Frösteln. Leise bewegte er die Lippen. „Ja, ja, ja — das ist schlimm, das ist freilich schlimm.“

Der Junge hatte inzwischen Zeit gehabt, sich auf das zu besinnen, was er eigentlich gewollt hatte.

„Herr Apotheker, der Vater hat's nicht getan, das sagt die Mutter, und das ist auch gar nicht möglich, und ich bin ja gekommen, um Sie sehr schön zu bitten, daß Sie sich besinnen möchten, wer hier vielleicht das Gift, das man Arsenik nennt, gekauft hat. Denn es muß von einem Feinde vom Vater in das Grab getan worden sein.“

„Wer hat dir denn so einen Unsinn eingeredet, Junge?“ brauste der Apotheker auf.

„Niemand, niemand, Herr Apotheker, aber ich weiß, daß es so ist, ich weiß es ganz genau; denn das Gift ist da, und vom Vater kommt's nicht her. Erbarmen Sie sich doch, und sagen Sie mir, wer hier seit zehn Jahren Gift geholt hat; denn in Ihren Büchern steht das doch. Wenn ich erst weiß, wer es ist — ach Gott, ach Gott, erbarme dich doch, daß ich den Vater retten kann!“

Er brach wieder in Tränen aus, überwand sich aber und stand mit gefalteten Händen vor dem Apotheker: „Helfen Sie uns doch, Sie werden es schon wissen, wer das Gift geholt hat!“

Der Apotheker sah ihn starr an. „Was das für ein Junge ist! Wie soll denn einer Gift in das Grab getan haben? Das ist ja ganz unmöglich!“

„Aber es ist doch noch viel unmöglicher, daß es von meinem Vater herkommt,“ schrieb der Junge und blickte den Apotheker mit so zornfunkelnden Augen an, daß dieser meinte, nun sei es genug, und lauter und aufgeregter nach dem Provisor rief, als sonst seine Art war.

„Ich habe keine Zeit mehr,“ sagte er. „Reden Sie den Jungen zur Ruhe, oder setzen Sie ihn an die Luft. Es ist ja schlimm, wie es um seinen Vater steht; aber ich kann es nicht ändern.“ Dabei rötete

sich seine Stirn, und er wiederholte: „Ich kann's nicht ändern! Ich kann's nicht ändern.“

„Herr Apotheker!“ rief Klement noch. Da fiel die Thür hinter Stanischewski ins Schloß. Der Provisor erklärte, daß die Apotheke kein Ort sei, um Lärm zu machen oder Unsinn zu reden, ergriff Klement am Arm und brachte ihn vor die Thür.

Da stand nun der arme Junge, und vor Zorn und Schmerz über die Behandlung, die man ihm zu teil werden ließ, versiegten seine Tränen. Er sah an dem Hause in die Höhe.

„Wartet nur, morgen komme ich doch wieder,“ murmelte er; „denn ich weiß, daß ich recht habe. Und wenn der Apotheker mich morgen auch nicht hören will, da fahre ich bis zum Kaiser. Ich muß dem Vater helfen, und die Mutter sagt: ,Nie und nie hat der Vater so etwas getan!‘“

Oben in seinem Zimmer aber ging der Apotheker unruhig hin und her. Er trat an das Fenster, sah in die sinkende Nacht hinaus, lief an den Schreibtisch, versuchte zu lesen, legte das Buch beiseite und ging wieder hin und her, bis seine Frau ihn zum Abendbrot rief.

„Sie haben die Leiche der Paulina untersucht und Arsenik in den Leichenteilen gefunden,“ sagte er zu seiner Frau mit trockener Stimme.

„Na ja, da haben wir's, daß war vorauszusehen,“ rief die Apothekerin. „Herr du meine Güte, ist so eine Schlechtigkeit erhört! Aber nun kriegt er seinen Lohn, der abscheuliche Mensch. Glaubst du, daß sie ihn zum Tode verurtheilen, oder daß er ins Zuchthaus kommt?“

Der Apotheker sah sie an. Ihm war schlecht zumute, wie sie das so ruhig hinsagte.

„Vielleicht finden sie mildernde Umstände,“ meinte er. Woher die kommen sollten, fragte seine Frau. Nun man das Arsenik gefunden habe, sei doch die Schuld des Müllers erwiesen.

Ja, woher sollten die mildernden Umstände kommen? Der Apotheker hatte heute keinen Appetit. Er stand bald auf. Er habe noch im Laboratorium zu tun, sagte er. Er ging hinüber und schloß die Thür hinter sich. Er wollte allein sein.

Woher sollten die mildernden Umstände kommen? Er wußte, wenn sie nicht kamen, so war der Müller ein verlorener Mann. Und all der Haß und Ärger, der sich seit Jahren in ihm gegen den Müller angesammelt hatte, regte ihm das Blut auf. Dieser Kerl mit seinen nichtswürdigen Sticheleien, mit seinem Hohn auf alle Gelehrsamkeit und mit seinem Geschick, dem Apotheker tausend Schwierigkeiten zu bereiten, der sollte nun unschädlich gemacht werden für immer.

„Freu' dich doch!“ rief er sich selbst zu; aber zu-

gleich blickte er scheu um sich, als könne ihn jemand gehört haben. Dabei fiel sein Blick auf die Broschüre, die noch auf dem Tische lag. Das Blut klopfte ihm in den Schläfen. Mit einer hastigen Bewegung griff er nach dem dünnen Hest und warf es in den Ofen, in dem noch ein paar Kohlen glühten. Das Papier flammte auf; bald war es ein Häufchen Asche.

„Jetzt ist es fort,“ murmelte er; „ich kann mir einreden, ich habe es nicht gelesen. Und wenn ich's nicht gelesen habe, muß ich wie alle anderen hier denken: Das gefundene Arsenik überführt den Müller!“

Plötzlich erschrak er. Was hatte er doch dem Ruster gesagt? Aber nein, er besann sich genau, er hatte ja nur von Schweinfurter Grün gesprochen. Was wußte der Ruster davon, daß Arsenik im Schweinfurter Grün enthalten ist! Wer konnte ihm beweisen, daß er mehr wußte als die Richter in Ratibor? Wen ging das etwas an? Er würde einfach schweigen und die Dinge ihren Lauf gehen lassen, dann hatte er Ruhe.

Er starrte vor sich hin. Wie eine Vision stieg es vor ihm auf: ein Schafott — der Müller Walzel, sein Feind, mit gebundenen Händen — sie legten ihm ein Tuch um die Augen — Stanislawski schauderte.

Aber mußte es denn gleich zum Äußersten kommen? Und dann, selbst wenn Stanislawski nach seinen Untersuchungen und nach dem, was in der Broschüre ge-

standen hatte, überzeugt war, daß das Arsenik aus der Farbe der Totenfränze in die Leiche übergegangen war, selbst dann konnte der Müller Walzek seine Schwester doch noch außerdem vergiftet haben! Zuerst hatte er gewollt, daß sie mit verbrennen sollte; da das nicht geglückt war, hatte er ihr das Gift gegeben. Das war doch ganz einfach. Stanischewski hatte das damals noch, beim Zeugenverhör, für recht gut möglich gehalten. Warum schien es ihm denn jetzt auf einmal, als wäre es nicht so gewesen? Was war zwischen damals und jetzt verändert? Trotz seines Sträubens fühlte er, es war alles anders geworden. Damals hatten sie alle den Wunsch gehabt, dem Müller zu schaden: er, seine Frau, der Tischler. In der dumpfen Atmosphäre der kleinen Stadt waren Mißgunst, Schadenfreude und Bosheit üppig gediehen wie Giftpflanzen im Sumpfe. Jetzt brauste der Sturm darüber hin. Etwas Großes, Furchtbares rückte in greifbare Nähe: des Müllers Verurteilung zum Tode. Da war es, als welkten die Giftpflanzen, und dem drohenden Todesurteil gegenüber fragte sich Stanischewski: „Kann es nicht auch anders, kann der Müller nicht unschuldig sein?“

Es war ihm, als hörte er wieder die Stimme des Knaben, des Klement Walzek: Mein Vater hat es nicht getan, ich weiß es! Und aus den zornfunkelnden

Augen, mit denen der Knabe ihn angesehen hatte, blickte ihm die Anklage entgegen: Du kannst meinen Vater retten, und du tust es nicht. Mörder, elender Mörder! Stanischewski preßte die Hände gegen sein Gesicht.

„Ich weiß ja nichts, gar nichts,“ murmelte er, sich noch einmal wehrend gegen die Stimme, die in ihm immer mächtiger wurde. Er schüttelte sich wie im Fieber. Dann sah er um sich wie einer, der aus einem schweren Traum erwacht.

Langsam stand er auf, legte Feder und Papier zurecht und begann zu schreiben. Er schrieb und schrieb, ohne abzusetzen, gleichsam als diktiere ihm jemand etwas, das er um jeden Preis, fast gegen seinen Willen schreiben mußte. Nun kubertierte er sein Schriftstück und schrieb die Adresse: Herrn Rechtsanwalt Dovers in Ratibor. Und als fürchtete er, daß sein Brief zu spät kommen könnte, oder vielleicht auch, daß er ihn morgen nicht mehr abschicken würde, ging er selbst hinunter über den Marktplatz, hinter dessen dunkeln Fenstern die Bürger von Marienberg längst schliefen, und steckte den Brief an den Verteidiger des Müllers Walzel in den Postkasten. Dann kehrte er nach Hause zurück, todmüde, als habe er eine schwere, schwere Arbeit vollbracht.

Am anderen Morgen kam Clement Walzel wieder

in die Apotheke. Stanischewski sah elend aus, als habe er das Fieber gehabt; aber er war gegen den Jungen freundlich.

„Geh nur nach Hause,“ sagte er, „ich habe nach Ratibor geschrieben, und wenn dein Vater unschuldig ist, so kommt er frei.“

In derselben Stunde erhielt der Verteidiger des Müllers den Brief mit der Analyse des Schweinfurter Grün und dem Nachweis, daß man gefunden habe, Arsenik und Kupfer teile sich im Laufe der Zeit den Gräbern und den Leichen mit.

Der Rechtsanwalt las den Brief zweimal.

„Der kommt in zwölfter Stunde,“ rief er. „Ich hätte für das Leben des Müllers keine fünfzig Pfennige mehr gegeben, und nun rettet ihn wahrscheinlich sein größter Feind! Was für ein komplizierter Apparat ist doch das Menschenherz!“

Er beantragte die sofortige Untersuchung der auch in den Ratiborer Kirchen vorhandenen Totenfränze und die Öffnung des Grabes einer vor Jahren mit solchem Kranze begrabenen Jungfrau. Auch in diesem Grabe fanden sich Arsenik und Kupfer vor. Da man dem Müller in betreff der Brandstiftungen ohnehin nichts nachweisen konnte, endete der Prozeß nach diesen Entdeckungen mit seiner Freisprechung.

Mit der Feindschaft zwischen dem Apotheker und dem Müller war es nun plötzlich zu Ende. Walzeß wußte, wer den ausschlaggebenden Brief an seinen Verteidiger geschrieben hatte, und das nahm ihm die Lust, den Apotheker auch ferner zu ärgern. Das Gefühl der Dankbarkeit war ihm freilich so neu und fremdartig, daß er sich dazu vorläufig noch nicht aufschwingen konnte. Zunächst ging er seinem alten Widersacher nur aus dem Wege.

Einen gründlichen Umschwung der Gefühle hatte es aber bei dem Apotheker gegeben. Der Sieg, den er über sich selbst errungen, und das Gefühl, daß er den Müller gerettet hatte, machte ihm diesen fast lieb. Weil jedoch der Müller ihm möglichst auswich, Clement Walzeß aber seit der günstigen Wendung im Prozeß seines Vaters öfters in die Apotheke kam, schloß Stanislawski den Jungen allmählich ins Herz. Clement hatte sich zuerst den Sachverhalt mit dem Schweinfurter Grün genau erzählen lassen und dann für chemische Experimente ein solches Interesse an den Tag gelegt, daß der Apotheker ihn eines Tages mit in sein Laboratorium nahm.

Die Apothekerin schüttelte zwar den Kopf und konnte sich über diese merkwürdige Freundschaft lange nicht beruhigen. Aber die Liebe ist ein ebenso starkes Kontagium wie der Haß. Mit einem kleinen, schüch-

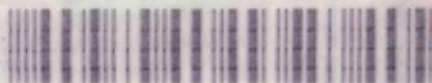
ternen Versuch hatte sie angefangen, sich zwischen Stanischewski und dem Sohne des Müllers einzustellen, und jetzt, wo es entschieden ist, daß der Klement Chemie studieren soll, da ist alle Aussicht vorhanden, daß sich das Kontagium den beiden Familien Stanischewski und Walzek mittheilen wird.

Sa, das Menschenherz ist ein komplizierter Apparat.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

696 S



001-000696-00-0